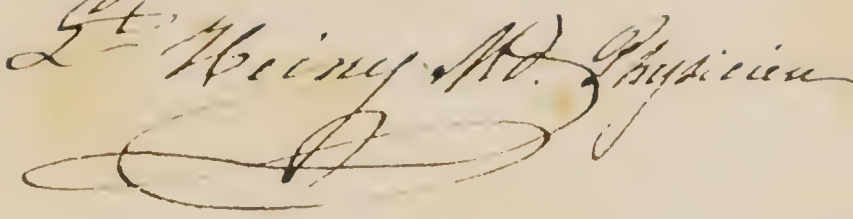
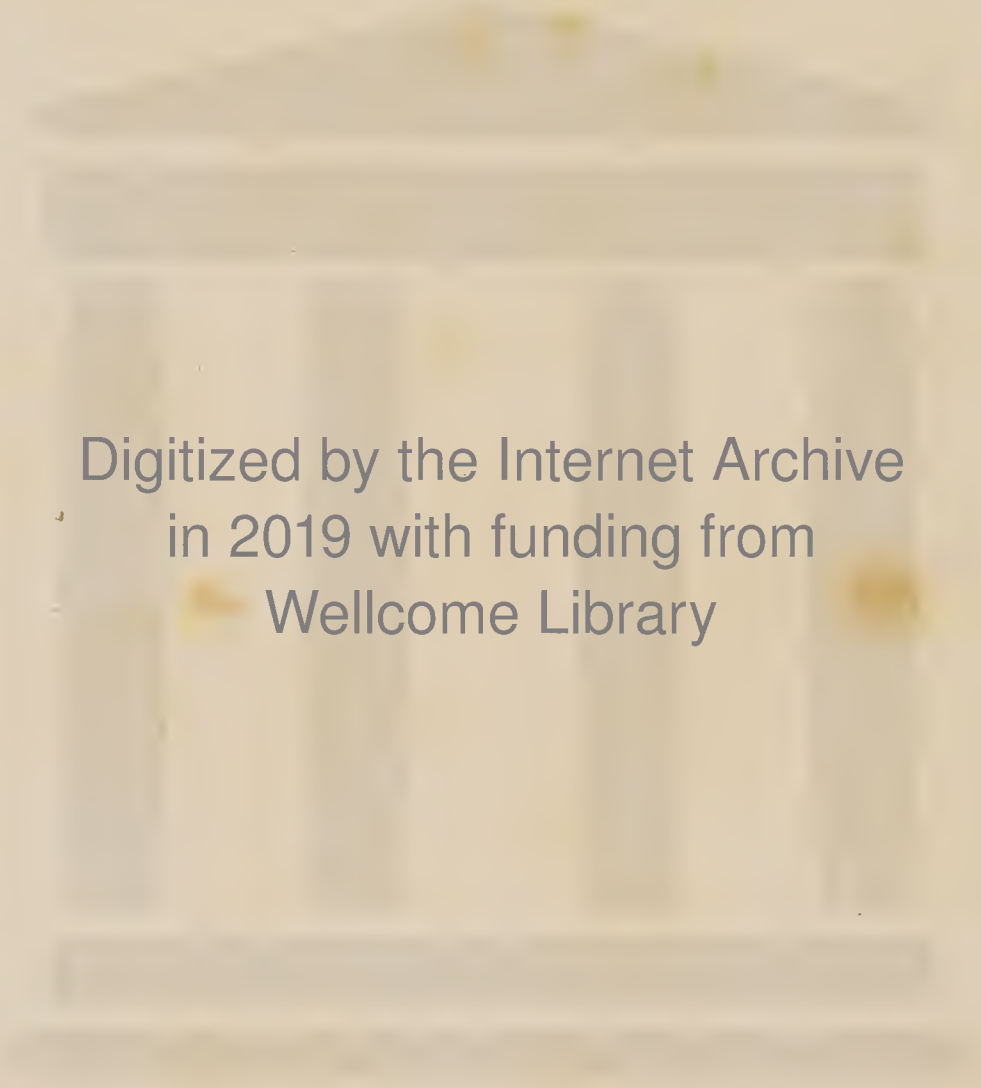
Bay 231




Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413900

Dr. F. I. STIEGLITZ.

Medicinische

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernstem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt:

1. Charakteristiken:
2. Skizzen.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik.
4. Medicinische Länder- und Völkerkunde.
5. Poesieen.
6. Miscellen.
7. Aphorismen.
8. Curiosa und Anekdoten.

Achtes Bändchen.

Mit dem Bildnisse von Dr. Heinr. Stieglitz.

Leipzig, **1842.**

Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

„Das beste Ziel hat der erwählt,
Wer Heit'rem Nützliches vermählt."

Inhalt dieses Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Dr. Johann Stieglitz 3
Dr. Philipp Wilhelm 18
J. C. G. Fricke 25
N. B. Conrath 38
J. L. Sanson 41

II. Skizzen:

Die Aerzte; nach Dymokritos 51
Bruchstücke aus der Arzneikunde Mohammeds . . . 78
Eröffnungs- und Schlußrede bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte 1841; von J. K. v. Strombeck 90
Der Naturforscher, wie er — tanzt von Dr. J. H. Schmidt 101

III. Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik.

Blätter aus dem Tagebuche eines Arztes 112

IV. Medicinische Länder- und Völkerkunde:

Von den Ländern des ostindischen Archipels 131
Gründung von Hospitälern in China 142
Zustand der Medicin in der französischen Armee i. J. 1840 142

V. Poesieen:

Das Fest der Najaden; von Dr. Kaufmann in Ung. Rothenstein 161
Ob ich noch einmal leben möchte; vom Reg.-Med.Rath Dr. Neumann in Aachen 166

Seite

VI. Miscellen:

Der erste Aderlaß in Rußland 173
Die eßbaren Vogelnester auf Java 176
Die Salpeterkapelle auf Nauffakompanghan 178
Ursprung des Kaffee-Gebrauches 180

VII. Aphorismen 185

VIII. Curiosa und Anekdoten 193

I.

Charakteristiken.

Dr. Johann Stieglitz.

Obermedicinalrath und erster Leibmedicus, Commandeur des Guelphen-Ordens, Vorstand der ärztlichen Prüfungsbehörde, wie der Medicinalbehörde für die Armen und ältester Ephorus der chirurg. Schule für das Königreich, Mitglied der Königl. Gesellschaft für die Wissenschaften in Göttingen und mehrer anderen gelehrten Vereine.

Das Jahr, mit welchem das vierte Jahrzehnt des 19ten Jahrhunderts sich schließt, scheint Abrechnung halten zu wollen mit vielen unter den Lebendigen, welche mehr als ein Menschenalter im Rathe der Hohen und Gewaltigen der Erde gesessen oder im stillen Kreise wissenschaftlicher Thätigkeit mitgewirkt haben zu Deutschlands Gestaltung in jüngster Vergangenheit. Die hannover'schen Lande haben in diesem Jahr drei Todeslooſe aus der Urne gezogen, mit Namen bezeichnet, welche in der Geschichte deutscher Wissenschaft immer ehrenvoll genannt, dem Reich aber, in dem sie wirkten, unvergeßlich bleiben werden — Blumenbach, Otfried Müller, Stieglitz. Joh. Stieglitz hat als Arzt, als Gelehrter, als Beamter, als Mensch eine seltne Achtung bei seinen Zeitgenossen erlebt, und wo sein Name erwähnt wurde, geschah es mit jener Ehrfurcht, welche nur dann im Gefolge der Anerkennung sich zu befinden pflegt, wo der Ruhm eines großen Talents und eines reichen Wirkens auf

sittlichem Boden ruht. Wir lassen darum gern die nekrologische Skizze über denselben hier folgen, die wir in den hannoverschen medicinischen Annalen 1840. H. 4. von dessen wackern Herausgeber finden.

Stieglitz war zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck am 10. März 1767 von jüdischen Eltern geboren. Schon früh zeichnete er sich durch großen Scharfsinn und eine ungewöhnliche Beurtheilungskraft aus, und verrieth ein vorzügliches Gedächtniß.

Nachdem er eine gehörige Ausbildung auf dem Gymnasium zu Gotha genossen hatte, ging er nach Berlin und beschäftigte sich dort vorzüglich mit philosophischen Studien, denen er selbst oft eine höhere und freiere Entwickelung seines geistigen Lebens zuschrieb, er wurde dort mit Moses Mendelssohn, Engel, Moritz, Marcus Hertz, Biester und andern ausgezeichneten Männern der damaligen Zeit näher bekannt und befreundet und lernte auch dort seine nachherige, ihn überlebende Gattin kennen. Als er sich aber für das Studium der Medicin fester entschlossen hatte, zog ihn der Ruf unserer Georgia Augusta dahin, und ihr gebührt die Ehre und das Verdienst, ihm seine ärztliche Bildung gegeben zu haben. Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß Stieglitz schon als Student sehr umsichtig und klug in der Wahl seines näheren Umganges sich zeigte, und daß er seinen akademischen Freundschaften einigen Antheil an der späteren glücklichen Gestaltung seiner Lebensverhältnisse zu verdanken hatte.

Am 25. April 1789 wurde er zu Göttingen zum Doctor creirt, und schrieb in dem Jahre seine Dissertation „De lue venerea larvata.“ Um die Zeit starb zu Hannover ein sehr beliebter und geschätzter Arzt, der Dr. Marx, und gab einer Familie Gottschalk Veranlassung, daß Stieglitz nach Hannover kam, sich zur Zeit Zimmermanns und Wichmanns als praktischer Arzt daselbst niederließ.

Wenn gleich es auch schon damals, (was die jüngere Generation der Aerzte nicht immer glauben will) große Schwierigkeiten hatte, Praxis, oder noch mehr, einigen Ruf zu bekommen, und wenn gleich Stieglitz als Fremdling im ersten Decennium seiner praktischen Laufbahn mit vielen Widerwärtigkeiten und Hemmungen zu kämpfen hatte, so wurde er doch bald in einem engeren Kreise von talentvollen und einflußreichen Männern, wie Geh. Cabinets-Rath Brandes, Rehberg, Tatter, Velthusen u. A., als ein ebenso geistreicher und vielseitig gebildeter Mann erkannt, wie als ein denkender und gelehrter Arzt geschätzt und zwar in so hohem Grade, daß sich von diesem engeren Kreise aus immer mehr und mehr die Ueberzeugung von seinen hervorstechenden Fähigkeiten ausbreitete, und er also immer mehr und mehr und mit steigendem Vertrauen bei verwickelten und schwierigen Krankheitsfällen in Anspruch genommen und als eine Autorität betrachtet wurde. Mit raschen Schritten verfolgte nun Stieglitz seine in der That glänzend zu nennende Laufbahn, und zwar um so sicherer und so unaufhaltsamer, als auch der Werth seiner literarischen Leistungen, insonderheit sein ausgezeichnetes kritisches Talent*) ihm die Achtung aller besseren und denkenden Aerzte des In- und Auslandes erwarben. Er wurde **1802** zum Hofmedicus, **1806** zum ersten Leibmedicus ernannt, erhielt **1820** den Charakter als Hofrath und **1832** den als Obermedicinalrath, **1816** wurde er Ritter, und bei der Feier seines Doctor-Jubilai (**1839**)

*) Ein Nekrologist in der Augsburger Zeitung sagte in dieser Beziehung: Kein Arzt von so hohem Rufe hat so wenig geschrieben; aber Alles, was er schrieb, meist bloße Recensionen, trägt den Stempel der größten Reife. Wenn er seine Feder ergriff, um zu den Zeitgenossen zu sprechen, so war er getrieben von innerem Beruf gegen ein Geschlecht, das, in allen seinen Elementen gährend, so oft sich in Extremen bewegt; so schrieb er gegen die Schwärmgeister seines Zeitalters und seines Faches, gegen die Gründer und einseitigen Anhänger des Brownianismus und der Erregungstheorie, des Magnetismus und der Homöopathie. In Form und Inhalt gab er das Beste, was hierüber gesagt wurde.

Commandeur des Königl. Guelfen-Ordens, bei welcher Gelegenheit auch ihm die Aerzte des Königreichs eine goldene Denkmünze mit seinem wohlgelungenen Brustbilde und einem sinnreichen Embleme auf der Rückseite überreichten.

Daß Stieglitz zu Anfange des laufenden Jahrhunderts sich und die Seinigen in die christliche Gemeinschaft aufnehmen ließ, in welche ihn einer seiner Freunde aus jenem oben bezeichneten engeren Kreise einführte, dürfen wir um so weniger unbemerkt lassen, weil wir gewiß sind, daß sein Uebertritt zum Protestantismus die Frucht einer durch längere Prüfung und reife Ueberlegung gewonnenen, innersten Ueberzeugung gewesen sei.*) Als praktischer Arzt war Stieglitz ohne alle Frage einer jener Hochbegabten, die für ihre große und heilige Kunst auserwählt und recht eigentlich dazu berufen sind, in einem seltenen Grade besaß er die Gabe, mit tiefem Forscherblicke selbst den verborgensten und Zusammenhang und Grund der schwierigsten, namentlich auch der chronischen Krankheitsformen aufzufinden. Er wußte mit einer ungewöhnlichen geistigen Lebendigkeit, die ihn selbst im hohen Alter nicht verließ, das Krankheitsbild aufzufassen und zu individualisiren, wobei ihm seine außerordentliche Menschenkenntniß nicht wenig zu Statten kam. Seine scharfe und geübte Diagnose, die er oft durch wenige Kernfragen zu gewinnen verstand, setzte nicht selten in Erstaunen. Durch gründliches Studium seiner Wissenschaft und durch ein eben so rühmliches als nachahmungswerthes unablässiges Fort-

*) Stieglitz starb am 31. October 1840. Einige Wochen vor seinem Tode fühlte er sich unwohl und angegriffen, und hielt sich zu Hause, weil er einen Rückfall von Phlebitis an der einen untern Extremität besorgte, woran er schon vor einigen Wochen ernstlich krank darnieder gelegen hatte. Sein Tod erfolgte unerwartet an einem Nervenschlage, der Kampf war kurz, schmerzlos und sein Ende beneidenswerth. Die Section zeigte nur einzelne Ossificationen in den großen Arterienstämmen, welche um so weniger als Todesursache zu betrachten sein mochten, da Zufälle, welche der Angina pectoris oder verwandten Zuständen ähnlich gesehen hatten, niemals vorhergegangen waren.

schreiten mit derselben, wofür auch seine ausgesuchte Bibliothek nicht wenig Zeugniß giebt, noch mehr aber durch die innigste Vertrautheit mit der kranken Natur, war Stieglitz in den Stand gesetzt, auch mit seiner reifen Erfahrung (im wahren und hohen Sinne des Worts) die Hülfe zu bringen, welche so tausendfältig von ihm begehrt wurde und that er das auch mit einer seltenen Entschlossenheit und mit einer gewissen Hinneigung zu entschiedenen Maßregeln, besonders auch da, wo er zu Consultationen berufen wurde und wo er durch seinen Rath und Beistand so vielfältig die etwa unsichern und schwankenden Schritte seiner Collegen zu leiten und zu befestigen verstand. Seine Verordnungen waren in der Regel höchst einfach, für einzelne Heilmittel hatte er eine gewisse Vorliebe, und war er ein abgesagter Feind von ewigem Wechsel und einem steten Haschen nach neuen Mitteln. Unleugbar war Stieglitz ein höchst glücklicher praktischer Arzt, und erleichterte es ihm sehr, seine in der Hinsicht großartige Stellung, daß er in hohem Grade die Kunst besaß, auf seine Kranken einen großen Eindruck zu machen, zu imponiren, woraus eine unbedingte Befolgung seiner Ordinationen zum Heile seiner Kranken hervorging. Nicht minder gelang es ihm, bald seine Kranken zu überzeugen, daß er Wohlwollen für sie hege, und Theilnahme an ihren Leiden empfinde. Er vermochte dies in dem Tone einer zutraulichen Stimme und in einer Art auszudrücken, die ihn als sehr liebenswürdig erschienen ließen, wie ihm auch eine Menge von kleinen Bewegungen und Mienen eigenthümlich war, mit denen er seine Kranken zu lenken und regieren wußte, ohne daß er sich jemals bemüht hätte, damit einen Eindruck hervorzubringen, denn ihm lag es vor allen Dingen am Herzen, zu helfen und zu retten, und scheute er keine Mühe und Anstrengung, wie das seine in Fällen der Noth gemachten mehrfachen täglichen Besuche bewiesen, um die ganze Segnung der Kunst auf diejenigen zu bringen,

welche sich ihm vertrauten. Wir dürfen daher mit Fug und Recht behaupten, Stieglitz war eben so groß als glücklich, als praktischer Arzt eben so fleißig und unverdrossen als gewissenhaft, eben so entschlossen als vorsichtig und zuverlässig. Seine größten Forcen waren neben der ausgezeichnetsten Observationsgabe jene höheren und feineren Combinationen und jene klaren präcisen und praktisch brauchbaren Raisonnements am Krankenbette, wodurch die höchste Wissenschaft zur heilsamsten Kunst sich gestaltet. Damit gewann er denn auch ein seltenes Uebergewicht, damit jenen ausgezeichneten Ruf und jenes allgemeine Vertrauen, das ihn oft noch zu den schon Scheidenden hinrief, und das vor ihm kaum ein Werlhoff, ein Zimmermann, ein Wichmann und ein Lentin besessen hatten.

Damit deckte er aber auch alle die ihm etwa abgehenden Kenntnisse, wie z. B. in der Anatomie, in der Chirurgie, auf welche letztere er bei einem gewissen Linkischsein, dessen er sich sehr wohl bewußt war, ganz verzichtete, so hoch er sie auch namentlich in den letzteren Decennien seines Lebens und insonderheit seit einer vertrautern Bekanntschaft mit dem trefflichen Wedemeyer, der ihm höhere und bessere Begriffe von der Chirurgie zuführte, zu schätzen wußte.

Stieglitz als Gelehrter und Schiftsteller. Als gelehrter Arzt gehörte er zu den immer seltener werdenden Erscheinungen, bei denen wir eine innige Vertrautheit mit dem, was in früherer und alter Zeit geleistet wurde, mit dem, was die Menschheit durch die namenlosen, und doch so oft nicht genug gewürdigten und anerkannten Bestrebungen der ärztlichen Generationen und ihrer einzelnen Koryphäen gewonnen hat, gepaart finden mit einer vollen und tüchtigen Kenntniß dessen, was in der neuern und neuesten Zeit gewonnen oder überhaupt erzeugt wurde. Bei seiner großen und vielseitigen Belesenheit und dem Talent, rasch und

richtig das Gelesene aufzufassen und die Spreu von dem Weizen durch das geistige Sieb der Kritik zu scheiden, übersah Stieglitz mit einem großen und ächt philosophischen Blicke die Geschichte der Medicin; erkannte er das, was ein unzerstörbares Eigenthum der Menschheit sein wird, wie das was in den Mantel eines Systemes gehüllt, oder mit dem flüchtigen Reize der Neuheit angethan, untergehen muß, was als das Hirngespinnst Einzelner eitel und nichtig Werk war, was durch Einseitigkeit und Uebertreibung sich kund gab und ein vorübergehendes Aufsehen erregen mochte, und dadurch fand er sich denn nicht weniger, als durch die regste Theilnahme, an dem Gedeihen und der höhern und schönern Entwickelung der Heilkunde bewogen, die verschiedenen auftauchenden Systeme und Methoden kritisch zu beleuchten und an ihnen seine Beurtheilungskraft zu versuchen. Darum finden wir ihn in seinen Leistungen als Schriftsteller vorzüglich groß als Kritiker, und manche gehaltvolle und belehrende Recension in den Göttinger gelehrten Anzeigen, besonders auch in der Jenaer Literaturzeitung, zeugen für dieses in Stieglitz hoch ausgebildete kritische Talent. Es würde uns zu weit führen, wollten wir seine einzelnen Werke hier näher beleuchten. Wir dürfen es indeß nicht unterlassen, sie einzeln aufzuführen, um auch dadurch den stupenden Fleiß des Verewigten zu beweisen, der trotz seiner Praxis, trotz seiner Verpflichtungen als Medicinalbeamter und ohnerachtet er einen großen Theil seiner Muße der Lectüre (auch der belletristischen, politischen u. s. w., besonders aber auch der englischen Werke seines Faches) zuwendete, dennoch eine nicht geringe Zahl von Werken zu schreiben wußte. Es ist vielleicht weniger allgemein bekannt, daß Stieglitz der Uebersetzer von Zimmermanns französisch geschriebenem Leben Tissot's war. Die Uebersetzung erschien, ohne daß er sich nannte, und wurde in kürzester Zeit nach dem Herauskommen des Originals vollendet. Stieglitz gewann dadurch sehr

die Gunst der Zimmermannschen Partei, welche neben der Wichmannschen, wenn auch nicht ihr gegenüber, in Hannover bestand. Dann schrieb Stieglitz sein Buch „Ueber das Zusammensein der Aerzte am Krankenbette und ihre Verhältnisse unter sich überhaupt. Hannover bei den Gebr. Hahn 1798, kl. 8. 6 u. 206 S." ein Werk, das ihm große Achtung verschaffte, das nicht wenig zur Begründung seines Rufes beitrug, und in dem es ihm unleugbar gelungen ist, die verschiedenen Benehmungsarten der Aerzte gegen einander, nach der Denkart die sie voraussetzen, und nach den großen Folgen, die sie haben, zu schildern, und daraus die besten Grundsätze, nebst mannichfaltigen Rathschlägen, wie man in allen mißlichen Lagen die Würde seines Charakters behaupten, und den Geboten der Pflicht gemäß handeln könne, auf eine eben so geistreiche als kluge Weise und mit einer seltenen und tiefen Menschenkenntniß zu entwickeln. Mehr indeß noch, und mit steigendem Maaße trug zur Förderung des großen Rufes unsers Stieglitz, sein berühmtes Werk über das Scharlachfieber bei. „Versuch einer (besseren) Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers. Hannover 1807 bei den Gebr. Hahn 8. 321 S."

Wir müssen es ihm sehr hoch anrechnen, daß er selbst S. 9 sagt: „Was ich als Resultat der Erfahrung gebe, ist am hiesigen Orte wahr, der Aufmerksamkeit, wie ich glaube, höchst werth, in Vielem von vielen andern trefflichen Aerzten erprobt, dem ersten und wichtigsten Theil nach nicht von mir zuerst aufgefunden, sondern, aus der alten Praxis beibehalten, vom seligen Wichmann besonders auf mich und Andere übergegangen."

Wie manche Ausstellungen auch an den von Stieglitz mit so vieler Gelehrsamkeit entwickelten Heilverfahren gemacht worden sind, wie ihn auch Heim, dessen Manen wir den Tribut der innigsten Ehrerbietung schuldig sind, ange-

griffen haben mag, wie Stieglitz selbst später auch zu manchen Abweichungen von seinen früheren Ansichten, z. B. in Beziehung auf Blutentziehungen beim Scharlachfieber sich veranlaßt gefunden haben möge, — das Werk ist und bleibt eine höchst ausgezeichnete Leistung, und namentlich was er darin nicht über das Scharlachfieber sagt, sondern anderweitig in Beziehung auf die Gesetze der kranken Natur u. s. w. vorträgt, wird ihm dauernde Anerkennung sichern. Das Werk war überdem höchst zeitgemäß. — Es ist ein wesentlicher Zug in dem schriftstellerischen Charakter unseres Stieglitz, daß er die gerade ventilirten Fragen der ärztlichen Welt, die Streitpunkte, wie sie eben ein mehres Aufsehn machten, die aufblühenden oder schon in einer gewissen Wucherung begriffenen Systeme, wie z. B. den Brownianismus, wie ihn die Cohorte der Anhänger aufgriff und ins Leben trug, zum Gegenstande seiner Forschungen machte und wo es nöthig that, als ein wackerer Kämpfer für Wahrheit und Licht mit den Waffen der Kritik angriff und mit seltener Gewandheit zu bestreiten wußte, was vor dem Richterstuhle der höhern Wissenschaft und der gesunden Vernunft nicht Stich halten konnte. Wie er durch seine Schriften zur Vertilgung des zum Entsetzen überhand genommenen Brownianismus gewirkt habe, ließe sich vielfach belegen. Es schien uns oft, als trüge Stieglitz in seiner Brust eine Ahnung, daß er dazu berufen sei, und diese mochte ihn wohl hie und da hinreißen, daß er sich auf die Bekämpfung mancher Dinge ein — wir möchten fast sagen, zu ihr herabließ, die so sehr den Keim des Todes in sich trugen, daß die Gnadenstöße aus seiner Hand kaum nöthig gethan haben möchten. Dahin rechnen wir auch vorzüglich sein Werk „Ueber den thierischen Magnetismus, Hannover bei den Gebr. Hahn 1814 XX und 671 Seiten, — ein Werk, in dem übrigens auch eine solche Masse von Kenntnissen und insonderheit so manche herrliche Ansichten

über das Nervensystem entwickelt sind, daß wir die Mängel gern übersehen und es immer mit Dankbarkeit aufzunehmen uns veranlaßt gefunden haben. Wie sehr Stieglitz von dem Doctor Ziermann des Buches halber angegriffen wurde, ist unsern Lesern wohl bekannt; wir wissen aber daß Stieglitz zu hoch stand, um durch solche Angriffe, namentlich wenn sie Persönlichkeiten berührten, die nur von Männern herausgezogen wurden, wie u. A. es der Verfasser des Sachsenspiegels (Grisselich) gethan hat, die nicht begreifen mögen, daß dergleichen nur den wissenschaftlichen Streit entehre und wahrlich dem, der solche Waffen gebraucht, nicht zum Ruhme gereiche, sich verletzt fühlen zu können. Nach längerer scheinbarer Ruhe trat Stieglitz mit seinen „Pathologischen Untersuchungen" im Jahre 1832 hervor (Bd. 1. 8. 419 S. u. Bd. 2. 483 Seiten). Wir leugnen nicht, daß es uns unendlich viel willkommner gewesen sein würde, hätte Stieglitz in der Reife seines Lebens die schönen Früchte seiner umfassenden Erfahrung über einige große und schwierige Krankheitsformen, über die Wirkungen mancher Kurmethoden und Heilmittel, unter denen wir besonders auch die Bäder und Gesundbrunnen namhaft machen möchten, mitgetheilt. In seinen pathologischen Untersuchungen hat er manches Bestehende und Angenommene erschüttert, er hat manches Theorem beleuchtet und wankend gemacht, aber nicht immer mit Glück an die Stelle des Alten Etwas zu setzen vermocht, was dauernden Bestand gewinnen möchte. Doch leuchtete ein hohes Streben nach Wahrheit, ein jugendlicher Eifer für die Wissenschaft auch aus dieser umfangreichen Arbeit hervor und steht nichts mehr zu beklagen, als daß ihm der Tod die Vollendung seines Planes versagte, in dem es lag, manche große und wichtige praktische Lehrsätze noch ferner zu erörtern und diese durch eine reiche Erfahrung fester zu begründen. Außer zwei höchst gelungenen und lesenswerthen Aufsätzen über

das Medicinalwesen im Hannöverschen betreffende Gegenstände, und über Variola, Variolois, Vaccination, und Revaccination, wozu ihn die Pyrmonter Versammlung der Naturforscher und Aerzte veranlaßte, und welche er durch unsre vaterländischen Annalen veröffentlichte, schrieb Stieglitz noch im Jahre 1835 sein Buch „Ueber Homöopathie (8. 223 S.), um seine Ansichten über diese neue Lehre kund zu geben. Wie viel Wahres und Treffendes in diesem Werke von ihm gesagt worden ist, und wie dasselbe auch von dem dafür und dawider gestimmten ärztlichen Publico beurtheilt werden mag, wir sind immer der Ansicht gewesen, daß es gegen die neue Lehre weniger gefruchtet habe als der Zahn der Zeit, der an ihr nagt, und schon zur Genüge seine Macht daran ausgelassen hat, und daß damit der rationellen Heilwissenschaft kein so glänzender Dienst erwiesen worden sei, als ihm Stieglitz in einem heiligen nnd verehrungswürdigen Eifer, für die Rechte des gesunden Menschenverstandes zu streiten, selbst am Abend seines Lebens zu erweisen das redlichste Bestreben hatte. Er war fest von dem Untergange der Homöopathie, als eines Systems, überzeugt, und durfte auch noch erleben, daß z. B. Homöopathen, die in ihrem blinden Wahne die tollsten Sachen gegen das Aderlassen schrieben, nach wenig Jahren schon selbst anfingen, Blut zu lassen. Es ist etwas Tröstliches in der Geschichte der Medicin, wenn sie uns so vielfältige Beispiele an die Hand giebt, daß das wirklich Brauchbare, der Menschheit Heilsame, nicht zu verdrängen und zu Grunde zu richten sei, weder durch künstliche Klügelei, noch durch Charlatanerie, noch durch die eitlen Bestrebungen einzelner Betrüger oder betrogener Betrüger.

Stieglitz, als Medicinalbeamter, gewann nach und nach durch seine Stellung und die Ausdauer seiner Thätigkeit, theils durch sein treffendes und gediegenes Urtheil in den Fällen, in denen er Regierungsseitig in Medicinalangelegen-

heiten um Rath gefragt wurde, aber auch durch das Vertrauen, das hochstehende Personen in ihn setzten, und durch das nähere und selbst befreundete Verhältniß, in dem er mit Vielen derselben stand, einen ganz ungewöhnlichen Einfluß als Medicinalbeamter, und seit er mehrere Jahre hindurch Mitglied der hannoverschen Regierungs-Commission ward, interessirte er sich entschieden mehr für die Leitung der Medicinalangelegenheiten des Königreichs, in denen er unleugbar viel Gutes und Treffliches zu Stande gebracht hatte, und sicher eine höchst wünschenswerthe gänzliche Reform eben durch seinen Einfluß hätte zu Stande bringen können, hätte er nicht die Ansicht gehabt, daß allmälige zeitgemäße Umstaltungen dem Ganzen mehr frommten, als plötzliche Neuerungen oder gewaltsame Transplantationen fremder, ausländischer Institutionen und Gesetze, mit denen er, beiläufig gesagt, durch seine Lektüre sowohl als durch seine Reisen und ausgebreitete Bekanntschaften und Verbindungen mit angesehenen Aerzten der deutschen Länder so vertraut war, als es nur irgend Jemand in seiner Lage hätte sein können. Wie wenig wir gesonnen sein können, hier seine Ansichten und sein Verfahren in Medicinal-Angelegenheiten überhaupt einer Kritik zu unterwerfen, wenn wir selbst auch über Manches divergirende Meinungen hegen, so sehr finden wir uns gedrungen, auch Stieglitz als Medicinalbeamten volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und müssen namentlich seines festen Willens zum Besten der Menschheit, des Landes, das ihm so theuer geworden war, zum Frommen aller bessern und tüchtigern Aerzte nach allen Kräften zu wirken, mit Freudigkeit gedenken. Will man mit Parteilichkeit richten, so ist nichts leichter als das; wenn es aber dem Einzelnen nicht immer gelingt, Alles zu leisten und Alle zu befriedigen, so muß man auch nicht immer vergessen, daß sich oft mancherlei Hemmschuhe anhängen, die oft erst die Zeit abstreift und

daß manche Hindernisse oft erst der Drang der Verhältnisse aus dem Wege räumt, wozu aber nicht immer die Macht des Einzelnen im Stande ist.

Ein Mehres verbietet uns die Discretion hier vorzubringen, nur das Eine können wir nicht unberührt lassen, daß Stieglitz, der nicht eben an Widerspruch gewöhnt war, der durch sein geistiges Uebergewicht eine gewisse Dictatur gewonnen hatte, in dem letzten Decennio ganz entschieden nachgiebiger und empfänglicher für gegründeten Widerspruch sich zeigte und immer die dissentirende Stimme zu ehren wußte. Er war in der That zugänglicher geworden und mag das auch wohl der Grund sein, warum es auch bei ihm in der letzten Zeit seines Lebens möglich ward, ihn, wenn auch nicht zu mißbrauchen, doch auf mancherlei Umwegen zu gewinnen. Es ist uns endlich noch übrig, über Stieglitz als Mensch einige Worte zu sagen, denn zu einer umfassendern Darstellung des hochgefeierten Mannes auch in der Beziehung ist hier nicht der Ort und dürften dazu auch wohl nur einzelne Wenige im Stande sein, die in einer langjährigen nahen Bekanntschaft und Freundschaft, wenn auch nicht in einem eigentlichen intimen Verhältnisse zu ihm gestanden haben. Was wir daher hier geben, bezeichnen wir nur als schwache Andeutungen, wenn nicht selbst als einen gewagten Versuch, und dürfen versichern, daß uns nichts mehr erfreuen werde, als wenn einst Jemand auftreten und durch eine ausführliche Biographie auch den Charakter eines so seltenen Mannes in das volle Licht setzen würde. Der verehrungswürdige Vollendete war dem Anscheine nach mehr Verstandesmensch, der mit einer ungewöhnlichen Umsicht und Lebens-Klugheit alle seine Verhältnisse und Lagen durchschaute, und seine Schritte mit der größten Bedachtsamkeit zu berechnen wußte. Er trug den weisen Satz der Römer: „Imperare sibi maximum est imperarium“ poetisch ins Leben, und hat sich daher, was ihm

bei der Lebendigkeit seines Geistes hoch angerechnet werden muß, selten, wenn jemals vergessen. Wo es galt ein großes Ziel zu erreichen und bedeutende Zwecke zu erfüllen, wußte er die Regungen seines Gemüthes und seine wärmsten Empfindungen zu beherrschen, und wenn es nöthig schien selbst zu verbergen. Mit großer Ruhe und Besonnenheit verfolgte er seine Pläne und wußte sehr wohl die Hindernisse zu beseitigen, die sich ihm entgegenstellen mochten, und aus dem Wege zu räumen, was ihn in seiner Stellung, in seinem Einflusse u. s. w. hätte schmälern oder unangenehm berühren können. Mochte Stieglitz aber da auch wohl ab und an kalt und hart erscheinen, sein Herz war dennoch voller Wärme für das Edle und Erhabene, es war empfänglich für die ganze Menschheit, das Vaterland, seine Mitbürger. Er war voller Treue gegen seine Freunde, gegen die Familien, mit denen er so Manches belebt hatte und für deren Heil und Zufriedenheit er das lebhafteste und innigste Interesse bewahrte und nicht selten auf eine rührende Weise kund gab.

In seinem Familienleben war er unübertrefflich, nicht minder gegen seine Gattin, gegen die er eine eben so hohe Achtung, als Anhänglichkeit bewies, wie gegen seine Kinder und gegen seine Brüder, die seiner Fürsorge und zärtlichen Liebe unendlich Vieles zu verdanken haben. Er war nicht glücklicher als wenn er Anderen Glück bereiten konnte, und darum haben wir von ihm so unendlich viele Beweise von Mildthätigkeit, und darum ist noch wohl manche Wange durch die Zähren der Dankbarkeit im Stillen für ihn genetzt worden. Sein höchstes Streben war, immer mit sich selbst einig zu sein und zu bleiben, und dieses, gepaart mit einem großen Fonds von Gutmüthigkeit, trieb ihn nicht selten da, wo er glaubte verletzt zu haben und zu nahe getreten zu sein, Alles aufzubieten, um wieder gut zu machen und zu sühnen. Als die Frucht, die schöne Frucht seiner inneren

Einigkeit dürfen wir die Heiterkeit und den Frohsinn, ja selbst die gute und joviale Laune betrachten, mit der er sich in kleineren Gesellschaften und unter Freunden und Collegen oft gehen ließ, und in der er sich vergnügte, sobald ihn nur nicht Formen, die ihn immer sehr genirten, beengten; — kurz — Stieglitz war, stände auch sein Bild nicht frei von kleinen Schattenseiten und Schwächen vor uns, ein wahrhaft ausgezeichneter und verehrungswürdiger Mensch, und nachahmungswerth in hundert und aber hundert Beziehungen. Gestehen wir auch gern es zu, daß wohl Mancher mit reicheren Farben verstanden haben dürfte, ihn unsern Lesern vorzuführen, wie er war im Geiste, im Leben und Wirken, so sind wir doch dessen gewiß, daß es Keinen gebe, der eine höhere Verehrung hegt vor seinen unvertilgbaren Verdiensten.

Hannover, das Land, die Wissenschaft, die Menschheit hat an ihm mehr verloren, als wir mit Worten bezeichnen können, und mit Wehmuth hat sich wohl Mancher an den Leichenzug eines Mannes angeschlossen, der zu den Hochwächtern im Tempel des Aeskulaps noch von der spätern Nachwelt gezählt werden wird, wie die ihn unauslöschlich in ihrem Gedächtnisse sicherlich bewahren werden, denen er so oft Leben und Gesundheit rettete, und denen er als Freund und Rathgeber nahe stand in dem Sturme einer bewegten Zeit, wie in den sonnigen Tagen des Friedens und des Glückes!

G. P. Holscher.

Dr. Philipp Wilhelm,

o. öff. Professor der Chirurgie an der Hochschule zu München*).

Wilhelm war geboren zu Würzburg am 25. Novbr. 1798. Sein Vater war Kreis- und Stadtgerichts-Director daselbst, und früher Professor der Rechte an der Universität zu Würzburg. Sein Großvater väterlicher Seite, aus einer Bauerfamilie des Churfürstenthums Hessen stammend, war Prof. der Medicin an der Universität zu Würzburg, Leibarzt des Fürst-Bischofs Franz Ludwig und Oberarzt am Julius-Hospitale. Durch seine praktischen Kenntnisse, und namentlich als Diagnostiker, hatte er sich den Ruf eines großen Arztes in und außerhalb Deutschland erworben. Außerdem hat er noch das große Verdienst, das erste Klinikum in Deutschland eingerichtet zu haben.

Selten finden sich solche Anlagen zum Arzte und so günstige äußere Verhältnisse, um sie auszubilden, vereint, wie bei Wilhelm. Nebst seinen noch übrigen 5 Geschwistern, genoß er eine treffliche Erziehung, und zu seiner Vervollkommnung und Veredlung wurde weder Mühe noch Kostenaufwand gescheut, um ihn auf jenen Bildungsgrad des Geistes zu bringen, auf dessen stufenweiser Fortschreitung

---

*) Med. Corresp.-Bl. bayerischer Aerzte 1841. Nr. 10.

sich ihm bald jene herrliche Aussicht nach dem weiten Felde seines zwar beschwerlichen, segensreichen Wirkungskreises entfaltete, dem er mit rastlosem Eifer und inniger Theilnahme sich hingab, und so am Arme der Klugheit seinem wohlverdienten Ruhme entgegen ging.

„Schon von Jugend auf, schreibt er in seinem Tagebuche, das leider nur angefangen und nicht zur Hälfte vollendet ist, zeigte ich Neigung, einmal mit der Zeit Mediciner und namentlich Chirurg zu werden. Mag der Umstand, daß man mir häufig von meinem Großvater erzählte, oder daß mein Vater ein inniger Freund von Brünninghausen war, der mir später als Lehrer zur Seite stand, und bei dem ich immer im Hause war, und ich daher von Jugend auf um diesen tüchtigen Chirurgen mich bewegte, die Lust in mir zur Medicin und namentlich zur Chirurgie erweckt haben, oder wurde ich durch ein etwa in mir schlummerndes Talent hiezu bestimmt; kurz, ich wußte mir kein größeres Vergnügen, als zur Anatomie, die in Würzburg im Garten des Julius-Hospitals erbaut ist, zu gehen, und hier durch das Fenster von außen, die dort befindlichen Cadaver, wie das dortige Handeln der Mediciner zu sehen. Es war mir dieß selbst zu einer solchen Leidenschaft geworden, daß ich gegen das Verbot meiner Eltern heimlich mich zur Anatomie begab, und wenn meine Eltern mich vermißten, wurde ich öfters geholt und nach Hause gebracht, wo ich mehrmals wegen Unfolgsamkeit gegen das Verbot des Vaters bestraft wurde. Meine ganze Vorbildung richtete ich immer in Beziehung auf Medicin ein, und Eltern, Anverwandte, Professoren, wie selbst Mitschüler nannten und kannten mich auch nicht anders, als den zukünftigen Chirurgen, oder nannten mich selbst, weil ich klein von Figur bin, den kleinen Doctor."

Er durchwandelte die Vorbereitungsschulen unter dem Rector Klopf, der, wie er sagt, seinen Namen durch sein

Handeln an ihm, als seinem Schüler bewahrheitete, trat in das Gymnasium über, und hatte unter andern tüchtigen Männern auch den Professor Richarz, gegenwärtig Bischof von Augsburg zum Lehrer: bis er im Jahre 1816 das Gymnasium absolvirte, und in einem Alter von 18 Jahren auf die Universität Würzburg überging. Nach einem Jahre philosophischen Cursus begann er mit den medicinischen Studien, und unter seinen vortrefflichen Lehrern will ich nur die gefeierten Namen Döllinger, Schönlein, D'Outrepont, Textor und Hesselbach erwähnen. „Derjenige aber," schreibt er unter andern, „der außer den erwähnten Lehrern am meisten zu meiner medicinischen Ausbildung durch seinen freundschaftlich belehrenden Umgang, und wirklich liebevolle Zuneigung zu mir beitrug, war Brünninghausen, der mich im Praktischen in jeder Hinsicht unterrichtete, mit allen den, vollkommen medicinischen, namentlich chirurgischen Unterricht fördernden Mitteln unterstützte, und so den größten Antheil an meiner medicinischen Ausbildung hatte. Sein Verlust durch seinen Tod war und bleibt mir unersetzlich, und eine dankbare Erinnerung an ihn wird nie in mir erlöschen."—

Nachdem er mit allem Feuereifer 2½ Jahre sich den medicinischen Studien gewidmet, bestand er an der Universität Würzburg das Examen pro gardu, erhielt am 14. Juni 1820 das Doctorat, und fing an, eine Inaugural-Abhandlung über den Schlüsselbeinbruch zu schreiben.

Dieser erste literarische Versuch trägt den Stempel der Vollständigkeit und Vorzüglichkeit über dieses Thema an sich, und erregte nicht blos damals Aufsehen in der medicinischen Welt, sondern prangt heutigen Tages noch, unter der Zahl der gediegensten Monographien. Die hierher bezügliche Anatomie, Pathologie und Therapie ist erschöpfend dargestellt, und die von ihm angegebene Bandage zur Heilung dieses Bruches hat Aehnlichkeit mit der von Brünninghausen, welche ihm auch die Idee dazu gab. Sie ist in den verschiedenen

Verband-Lehren beschrieben und abgebildet, und findet allenthalben Anwendung. Sein wissenschaftliches Streben eiferte ihn alsobald an, die Vollendung seiner medicinischen Bildung bei den Meistern der Kunst im Auslande zu suchen. Zu diesem Zwecke reiste er über Jena nach Leipzig, Halle und Berlin, und lernte daselbst den Winter über 1820—1821 die Lehren und Handlungsweisen eines Horn, Gräfe, Rust, Hufeland, Berends, Siebold, Heim und anderer berühmten Männer kennen. Im Frühjahre 1821 setzte er seine Reise über Hamburg, Lübeck, Stettin, nach Copenhagen fort, kehrte nach mehrwöchentlichem Aufenthalte daselbst nach Berlin zurück, um seinen Lehrern Dank und Lebewohl zu sagen, und begab sich über Prag nach Wien, wo er den Sommer 1821 zubrachte. Unruhen in Italien hielten ihn von seiner vorgehabten Reise dahin ab, und er kehrte deßwegen über Salzburg und München in seine Vaterstadt zurück.

Nach kurzem Verweilen daselbst begab er sich nach Paris und brachte dort den Winter und Sommer 1821—1822 zu. Hier fand jener eifrige Jünger Aeskulaps reichliche Gelegenheit in den klinischen Schulen eines Dupuytren, Boyer, Roux, Biett, Alibert, Lisfranc, Breschet, Lännec und Anderer, seine Kenntnisse zu erweitern, und nahm im Herbste 1822, nach eilfmonatlichem Aufenthalte daselbst, über Brüssel und die Niederlande den Weg in seine Heimath. Hier erwarb er sich als praktischer Arzt bald das Vertrauen der Einwohner und erhielt noch in demselben Jahre die Erlaubniß, seine Probe-Vorlesungen, welche 3 Tage hindurch über die Exstirpation des Uterus handelten, zu halten, um als Privat-Docent auftreten zu dürfen. Hier hielt er Vorträge über chirurgische und augenärztliche Gegenstände, ward aber schon am 1. Junius 1824 zum außerordentlichen Professor der Chirurgie an der damaligen medicinisch-praktischen Lehranstalt in München ernannt. Mit dieser Beförderung ward auch die Uebertragung des chirurgischen und Augenkranken-

Klinikums an dem Münchener allgemeinen Krankenhause verbunden. „Die Schicksale," schreibt er einmal in seinen hinterlassenen Papieren, „die mich hier erwarteten, waren mannichfaltige, theils freudige, theils auch sehr traurige. So sehr ich auch überzeugt bin, daß ich nicht Ursache habe, über meine Lage in München unzufrieden zu sein, so kann ich doch nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß mich mitunter Schläge trafen, die mich beinahe zu Boden warfen, und die mich bestimmen könnten, wenn ich sie nochmal tragen sollte, lieber das Treiben und Wirken einer Residenz-Stadt zu lassen. Aber trotz dem fand das Klinikum unter meiner Leitung Eingang bei den Studirenden, die Leute schenkten mir Vertrauen und ohnerachtet aller Intriguen, fand doch die Sache Aufnahme."

Schon am 4. März 1826 wurde er zum Assessor des Medicinal-Comités ernannt, und am 31. October 1827 zum ordentlichen Professor der Universität, die von Landshut nach München verlegt worden war. Ueber eigenthümliche Operations- und Behandlungs-Methoden, die er damals im Klinikum versucht, vorzüglich jene der Syphilitischen, die früher alle sammt und sonders der Mercurialkur unterstellt waren, und wobei er das große Verdienst sich erwarb, zuerst in diesem Hospitale die antimercurielle Behandlung ein — und mit dem schönsten Erfolge durchgeführt zu haben, berichtet er in seiner klinischen Chirurgie ausführlich.

Ein sehr günstiges Resultat hatte er von seinen sehr schweren und vielen Operationen aufzuweisen. So wirkte er mit unermüdetem Eifer, ohne sich viel um Privatpraxis zu bekümmern, an diesem Hospitale, bis zum Jahre 1829, wo er durch Walther's Berufung von Bonn, diesem als klinischen Lehrer weichen mußte. Er setzte dann seine Vorträge über Chirurgie an der Universität fort, und ward für den Verlust des Klinikums durch größere Ausbreitung seiner Praxis entschädigt. Im Winter des Jahres 1837 wurde

ihm neuerdings das chirurgische und Augenkranken-Klinikum übertragen. Er trat daher zu Anfang des Sommersemesters 1837 zum zweitenmale als klinischer Lehrer auf, und bewies denselben Eifer, dieselbe Unverdrossenheit und die nämliche Vorliebe für diese schöne, aber schwierige Sparte der Medicin, die er vor 13 Jahren bei seinem ersten Auftreten im Krankenhause, in gleicher Eigenschaft beurkundete.

Sein Wirkungskreis breitete sich noch mehr aus, als ihm Sr. Maj. der König, nach Loes Tod, im Sommer 1838 die Direction des allgemeinen Krankenhauses anvertraute, er auch dessen Nachfolger in der medicinischen Fakultät wurde. Diesem musterhaften Institute widmete er die größte Aufmerksamkeit, scheute keine Mühe den Ruf des Krankenhauses zu erhöhen und es zu einem der besten Hospitäler Europa's zu erheben, als er aus Selbstaufopferung für seine Berufsgeschäfte auf der Höhe seines Glückes plötzlich hinweggerafft wurde.

Wie wohl er schon 3 Wochen vor seinem Tode die Vorboten des Schleimfiebers in sich fühlte, so ließ er sich, trotz dieser Krankheits-Symptome so wenig von seinem Berufseifer abhalten, daß er sogar am 6. 5. 4. Tage vor seinem Tode den schwierigsten Operationen sich unterzog. Er machte an den genannten 3 Tagen noch eine Amputation, die Operation eines Aneurysmas und jene der Rhinoplastik. Aber wer an diesem gewandten Operateur seine Dexterität, Ruhe und Sicherheit früher zu bewundern Gelegenheit hatte, dem konnte bei diesen letzten Operationen nicht entgehen, daß er jedesmal sehr ergriffen und seine Gemüthsstimmung verändert war. Nicht länger mehr vermochte seine kräftige Körperconstitution dieser schleichenden aber tief wurzelnden Krankheit Trotz zu bieten, von ihr aufs Krankenlager dahingestreckt, war er schon am 3. Tage darnach am 20. Decmbr. 1840 Morgens 6 Uhr im 43. Jahre seines wirkungsreichen Lebens eine Beute des Todes.

Erexit monumentum aere perennius
Regalique situ Pyramidum altius

kann man füglich von ihm mit Horaz sprechen.

Wiewohl ihm nur kurze Zeit vergönnt war, für den Ruhm der Medicin und zum Wohle der leidenden Menschheit zu wirken, so füllte er doch binnen dieser kurzen Zeit das Maaß vieler Decennien aus, und leuchtete unter den Chirurgen Deutschlands, als ein Stern erster Größe.

Sein offner redlicher Charakter, seine Menschenfreundlichkeit, seine Aufrichtigkeit und sein unermüdeter Eifer für seinen Beruf, erwarben ihm das höchste Vertrauen der Kranken und die unbegrenzte Liebe seiner Zuhörer. Die Kunde von dem unerwarteten Tode des lebenskräftigen — heitern Mannes hatte hier eine ungewöhnliche Sensation erregt, und bei seinem Leichenbegängnisse konnte man in den Thränen mehrer Tausende das Geständniß ihrer Zuneigung und zärtlichen Anhänglichkeit lesen. Die Liebe von Allen, die ihn kannten, die Verehrung von seinen Schülern und der Dank tausender von Kranken, die bei ihm Hülfe fanden, bleibt für ihn der schönste Zoll, das erhabenste Denkmal für sein Wirken. —

Dr. J. C. G. Fricke,*)

ältester Arzt am allgem. Krankenhause in Hamburg, Ritter verschiedener Orden, Mitglied vieler medic. u. naturforsch. Gesellschaften.

Durch den am 4. December 1841 zu Neapel erfolgten Tod Fricke's hat die Kunst und seine zweite Vaterstadt, Hamburg, einen herben Verlust erlitten. Geboren zu Braunschweig 1790 am 28. Januar, wo sein auch literarisch bekannter Vater, nachdem er die ärztliche Praxis mit dem Studium der Naturwissenschaften vertauscht, als Professor der Physik und Chemie am Collegium Carolinum angestellt war, entwickelte sich bei ihm schon früh eine Vorliebe für den ärztlichen Beruf; im 14ten Lebensjahre besuchte er bereits die anatomische Lehranstalt in Braunschweig, welche damals unter Wiedemann, Spangenberg ꝛc. blühete, und den 18jährigen Jüngling finden wir als Studenten in Göttingen, wo er Naturwissenschaften und Medicin unter Blumenbach, Hempel, Himly, Krauß, Langenbeck u. s. w., vor allem aber eifrig die Chirurgie unter Richter betrieb; hier war es auch, wo er 1810 unter Himly den Doctorhut erhielt. Dem Wißbegierigen genügte jedoch diese Ausbildung nicht, und er

---

*) Nekrolog aus dem Hamburger unpartheiischen Correspondenten.

begab sich im folgenden Jahre nach Berlin, wo er Gräfe (dem er vorzugsweise seine Ausbildung zum Operateur verdankte), Horn, Hufeland (von dem er besonders protegirt wurde), Knape, Reil, Rudolphi u. A. hörte; hier war es, wo er mit den ausgezeichnetsten Kunstgenossen, einem Heim, Kluge, Osann, Bernstein, Busse, Goerke, v. Köhnen, Meyer, Bremer u. s. w. bekannt wurde, und mit Manchem derselben Freundschaftsbündnisse knüpfte, welche erst die Todesstunde lösen sollte, und hier erschien endlich auch Fricke's literarischer Erstling, nämlich „Geschichte einer durch den Lebensmagnetismus geheilten Epilepsie," zuerst im Asklapieion, hinterher besonders abgedruckt, nebst Vorwort und Bemerkungen, vom Herausgeber des Asklapieion (Professor Wolfart), Halle und Berlin 1812, 8.; ein Aufsatz, in welchem Fricke als gewandter Magnetiseur auftritt.

Das Geschick hatte aber seinem Talente eine materiellere Richtung angewiesen, und seinen Bestrebungen ein glänzenderes Ziel vorbehalten. Der Zufall sollte ihn 1813 nach Hamburg führen; es war ihm nämlich von der Prinzessin von Oranien der Auftrag geworden, nach England zu gehen, um dem Herzoge von Braunschweig mehrere Papiere zu überbringen, und in seiner Nähe zu verweilen, als er auf der Durchreise in Hamburg die Nachricht erhielt, daß der Herzog auf den Continent zurückkehren werde; somit waren Fricke's Geschäfte erledigt. Indessen dauerte seine Unthätigkeit keinesweges lange, da er auf Empfehlung der eben gedachten Gönnerin sehr bald als Bataillons-Arzt bei der hanseatischen Legion, die sich so eben gebildet hatte, angestellt wurde; mit dieser machte er den Feldzug mit, trat dann als Oberstabsarzt in braunschweigische Dienste, nahm aber schon nach kurzer Zeit wieder seinen Abschied, um sich Ende 1814 in Hamburg niederzulassen, welches er von seinem früheren Aufenthalte her lieb gewonnen hatte.

Es bot sich ihm jetzt eine Gelegenheit dar, seine manuelle

Gewandtheit auszubilden und seine chirurgischen Kenntnisse zu erweitern, wie sie wohl selten einem 24jährigen Manne zu Theil wird; er wurde nämlich sehr bald als Arzt an dem damals hier befindlichen russischen Hospitale angestellt, und es läßt sich die Krankenanzahl, die seiner Beobachtung und Behandlung unterworfen war, ungefähr daraus ermessen, daß er in den noch nicht vollen 2 Jahren seiner Wirksamkeit an diesem Hospitale Gelegenheit fand, über 60 Amputationen zu verrichten.

Nun lag es in der Natur der Sache, daß diese Anstellung, so sehr sie seiner Ausbildung zum Operateur in hohem Grade förderlich war, auch seinem Rufe als Arzt, vor allem aber als Wundarzt, auf das Wesentlichste nützen mußte, und demnach kann es nicht befremden, daß er, unterstützt durch den Umstand, daß es damals in Hamburg an wissenschaftlich gebildeten Wundärzten wirklich mangelte, schon früh in eine glänzende Carriére gelangte. Man sieht dieß deutlich aus der Anzahl der amtlichen und halbamtlichen Verhältnisse, welche man auf ihn, und zwar theilweise gleichzeitig übertrug: so wurde er 1815 zum Wundarzt an den Freimaurer-Krankenhäusern ernannt, 1817 zum Arzt bei der allgemeinen Armen-Anstalt, in demselben Jahre zum Armenwundarzt bei der israelitischen Gemeinde, 1818 zum chirurgischen Mitgliede des damals neu errichteten Gesundheitsrathes, 1823 zum zweiten Arzte und dirigirenden Wundarzte am allgemeinen Krankenhause. Außerdem war er noch eine geraume Zeit hindurch Arzt am hiesigen Stadt-Theater und Mitglied der ärztlichen Untersuchungs-Commission beim Bürgermilitärcorps.

Im Jahre 1826 brach F. nach langer Pause sein vieljähriges literarisches Stillschweigen, indem er mit einer Gedächtnißschrift auf den damals in Hamburg verstorbenen Dichter Baggesen hervortrat, welche den merkwürdigen Leichenbefund bei demselben in lateinischer Mundart beschrieb.

(In Memoriam defuncti Jens Immanuel Baggesen etc., edidit Fricke. Hamburg 1826. 4. Perthes und Besser). In demselben Jahre wurde ihm von den Behörden der ehrenvolle Auftrag, die zur damaligen Zeit in der Gegend von Gröningen ausgebrochene Krankheit durch eigene Anschauung kennen zu lernen und darüber zu berichten, und er hatte dabei das Glück, den literarisch wohlbekannten Dr. Behre aus Altona zum Reisegesellschafter zu gewinnen. Die Früchte dieser Reise sind in den zwei Berichten Fricke's enthalten, welche der Hamburgische Gesundheitsrath Ende December 1826 und März 1827 (bei Perthes und Besser) herausgab. Daß diese nicht bloß Stoff zur Beruhigung des Publikums, welchen Zweck der Gesundheitsrath natürlich bei deren Veröffentlichung zunächst ins Auge gefaßt haben mußte, lieferten, sondern daß sie auch von wissenschaftlichem Werthe waren, dafür mag wohl allein schon der Umstand sprechen, daß sie später sowohl in das Holländische als in das Französische übertragen wurden.

Nachdem Fricke schon von 1824 an alljährlich in Gemeinschaft mit seinem Collegen, dem verstorbenen Dr. Sandtmann, mehr für das nichtärztliche heimische Publikum bestimmte und in Gerson und Julius Magazin wieder abgedruckte Berichte über das allgemeine Krankenhaus herausgegeben hatte, erschien 1828 sein Hauptwerk: Annalen der chirurgischen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses in Hamburg. Bd. I. Perthes und Besser. (Bd. II., wegen vielfacher Berufsgeschäfte des Verf. erst 1833 ebendaselbst erschienen, ist Fricke's letztes Werk.) Den Kunstgenossen steht es noch in lebhafter Erinnerung, wie freudig dieses Buch von der Stimme der Kritik begrüßt wurde, und den Laien mag es durch die Zahl der gelehrten Corporationen dargethan werden, welche hauptsächlich nachdem der erste Band dieses Werkes erschienen war, Fricken sich associirten: so war der Verstorbene Mitglied der Kaiserl. Leopold. Akademie

der Naturforscher, der Kaiserl. russischen Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau, der medicinischen Gesellschaft zu Stockholm, Kopenhagen, Heidelberg, Berlin, Rostock, der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn, Correspondent der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Dresden, Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes, des Apothekervereines des nördlichen Deutschlands u. s. w.

1829 trat Fricke mit einem neuen Werke: Die Bildung neuer Augenlider, Hamburg bei Perthes und Besser, hervor, und machte gleich darauf eine, einen großen Theil von Deutschland umfassende Reise, wie er denn, ganz abgesehen von wissenschaftlichen Zwecken, die er übrigens stets damit zu verbinden wußte, im Interesse seiner schon damals etwas wankenden Gesundheit, dergleichen Sommerreisen öfterer zu unternehmen sich genöthigt sah. Diesmal wohnte er der in Heidelberg damals zusammengekommenen Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher bei, und seiner Empfehlung dankte ohne Zweifel Hamburg ganz vorzüglich die Ehre, für das folgende Jahr zum Versammlungsort dieser Gesellschaft ausersehen worden zu sein. Zum Geschäftsführer für dieselbe wurde Fricke's vieljähriger Freund und Gönner, Se. Magneficenz Hr. Bürgermeister Dr. Bartels, zum Secretär Fricke selbst ernannt; inwiefern diese Wahlen glückliche zu nennen gewesen, das mag aus dem Urtheile eines Anwesenden ersehen werden, den wohl schwerlich Jemand der Partheilichkeit anschuldigen wird. Oken sagt nämlich: (Isis 1831, Heft 8, S. 787 flg.) „Beide unterzogen sich diesem nun durch die große Vermehrung der Versammlung sehr lästig gewordenen Geschäfte mit einem Wohlwollen, einem Eifer und Geschick, welche nur der tiefen Erkenntniß des Werthes der Wissenschaften, von der sie durchdrungen sind, gleichkommen, und wofür ihnen auch die volle Erkenntlichkeit und das aufrichtigste Lob von Seiten

der Fremden zu Theil geworden ist." Nach üblicher Weise gaben Beide im folgenden Jahre einen amtlichen Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg, im September 1830 (Hamburg, Perthes und Besser 1831, 4.) gemeinsam heraus.

Einen neuen Beweis seiner Thätigkeit gab Fricke 1831 durch die geschichtliche Darstellung des Ausbruchs der asiatischen Cholera in Hamburg (Hamburg Perthes und Besser 1831, 8.), welche bereits erschien, als kaum vier Wochen seit dem Erscheinen jener Weltseuche unter uns verflossen waren. Wer da weiß, wie sehr damals selbst Aerzte, die sich in einem minder ausgedehnten Wirkungskreise bewegten, in Anspruch genommen wurden, muß es zu schätzen wissen, daß Fricke bei so vielen ihm obliegenden amtlichen Functionen, neben einer bedeutenden Praxis, noch so viel Zeit erübrigen konnte, nach Acten und amtlichen Untersuchungen obiges Werkchen zusammenzustellen.

In Folge eines Besuches, den der damalige König von Dänemark dem Hamburger allgemeinen Krankenhause abgestattet, erhielt Fricke 1833 den Dannebrogs-Orden, und in demselben Jahre sollte sich einer seiner Lieblingswünsche endlich realisiren. Schon längere Zeit hatte Fricke die theoretische und praktische Bildung der niederen Wundärzte dadurch zu fördern gesucht, daß er ihnen gemeinschaftlich mit seinem langjährigen Freunde, Dr. Gerson, Vorträge über Anatomie, Physiologie u. s. w. gehalten, Anleitung zum Seciren gegeben u. dergl.; erst in gedachtem Jahre aber gelang es ihm, kräftig unterstützt, durch seine Collegen DD. Buek, Gerson, Günther, Oppenheim u. s. w. die Behörden in der Art dafür zu interessiren, daß die anatomisch-chirurgische Lehranstalt ins Leben treten konnte.

Es war im Jahre 1836, als Fricke sich mit Dieffenbach und Oppenheim zu einem Redactions-Trifolium vereinigte, um statt des Magazins von Gerson und Julius

eine neue Zeitschrift für die gesammte Medicin herauszugeben. Erfahren wir nun freilich auch aus dem October-Heft vom J. 1841 in eben dieser Zeitschrift, daß Fricke nur nomineller Mit-Redacteur derselben gewesen, so fühlt sich ihm doch die Kunst jedenfalls für mehrere höchst werthvolle Aufsätze in derselben, zu denen wir z. B. die Berichte über die chirurgischen Leistungen im allgemeinen Krankenhause, den Aufsatz über Compression des Hodens u. dergl. zählen, zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Zwei Jahre später ward Dr. Simon aus St. Petersburg hergesandt, um unter Fricke's Leitung die nicht mercurielle Behandlung der syphilitischen Krankheiten zu studiren, und bei dieser Gelegenheit erhielt Fricke den Wladimir-Orden 4ter Klasse, während ihm noch ein Jahr später, 1839, der Wasa-Orden zu Theil wurde.

Mittlerweile hatte seine ohnehin nicht robuste Constitution, durch Anstrengungen, wie sie seine höchst ausgedehnte Berufs-Thätigkeit stetig machte, sehr gelitten, und die längeren Kränklichkeiten seiner Frau (er hatte diese schon als Student geheirathet; die Ehe blieb kinderlos), die mit ihrem Verluste im Spätherbste 1840 endete, hatte sie wohl noch mehr untergraben; gewiß ist es mindestens, daß Fricke im Winter 1840—41 mehr und ernster als je kränkelte, häufig Blut auswarf, und Erscheinungen zeigte, die ein Lungenleiden verriethen; gegen die Gewohnheit der Lungenkranken mochte er selbst auch wohl seinen Zustand, wo nicht erkennen, doch ahnen, denn er entäußerte sich seines Hauses, seiner Equipage, machte sein Testament u. dgl. Im Beginn des Sommers von 1841 verließ er sein geliebtes Hamburg — und er hat es nicht wieder erblickt; zuerst hielt er sich in Heidelberg auf, dann in dem Bade zu Ems, aber die Heilkraft der Thermen reichte nicht aus gegen das zerstörende Brustübel; der Aufenthalt im milden Süden war der einzige Schimmer von Hoffnung für den in seinen Grundvesten

erschütterten Organismus, und von dem italienischen Winter hoffte man, er werde den schwachen Lebensfunken wieder zur hellen Flamme anfachen; aber es lag nun einmal in seiner Bestimmung, daß sich an ihm das welsche Sprichwort erfüllen sollte: Napoli vedere e poi morire. Todesmatt und erschöpft, aber sanft, entschlief er, nachdem er die Tröstungen der Religion empfangen, am 4. December in jener schönen Stadt.

Versuchen wir es nun, von möglichst objectivem Standpunkte aus des Dahingeschiedenen Wirken, nach den Hauptrichtungen, in denen es sich nach Außen hin manifestirte, zu schildern und zu würdigen.

Zuvörderst als Schriftsteller hat Fricke einen Namen hinterlassen, der ihn lange und zwar so lange überleben wird, als es überhaupt eine wissenschaftliche Chirurgie in Deutschland geben wird. Ihm gebührt einerseits das Verdienst, die Kunst mit neuen Operations- und Heilmethoden bereichert zu haben, wie z. B. mit der Episioraphie, Behandlung der Orchitis, der Verbrennungen u. s. w., wie andrerseits das nicht mindere, durch das Gewicht seines Namens einer Menge nützlicher Entdeckungen des Auslandes im Gebiete der Heilkunst Eingang und Aufnahme in Deutschland verschafft zu haben, wobei wir nur an die antiphlogistische Behandlung der Lustseuche und Amussat's Torsion erinnern wollen. Mag es immerhin sein, daß mancher unter seinem Namen gehende Aufsatz eine befreundete oder assistirende Hand zum Verfasser hat (und allerdings wußte Fricke besser das Messer noch zu führen als die Feder), nichtsdestoweniger würde die Bekanntmachung nützlicher, doch jedenfalls unter seinen Augen angestellter Beobachtungen und Erfahrungen schon an und für sich ihm zur Ehre gereichen.

Fricke, dem Operateur, wird Niemand so leicht manuelles Talent, eine leichte Hand, Kaltblütigkeit, Kühnheit, die vor heroischen Operationen nie zurückwich, und Ausdauer

abſprechen wollen; nicht ſo einig ſind vielleicht die Meinungen über ſeine diagnoſtiſchen Fähigkeiten und die Richtigkeit ſeiner Anzeigen zu Operationen; es iſt indeſſen hier zweierlei zu berückſichtigen, erſtlich konnte ein Mann wie Fricke ſeiner gewandten Hand und ſeinem ihm faſt bis zum Lebensende treu gebliebenen Glückesſtern ſchon einmal da vertrauen, wo ein Andrer ſich erſt bedenkt; dann aber liegen Irrthümer, die doch nach dem errare humanum einem Jeden zur Laſt fallen, in ſolch' öffentlichem Wirkungskreiſe viel freier da und werden mehr beſprochen, als unter entgegengeſetzten Verhältniſſen.

Als Arzt zeigte Fricke eine edle Simplicität in ſeinen Verordnungen, eine hohe Meinung von der Heilkraft der Natur beſitzend, liebte er vorzugsweiſe einfache Mittel, wie er denn z. B. des Waſſers ſich in ſehr weiter Ausdehnung zu Heilzwecken bediente; andrerſeits war er jedoch nicht Skeptiker genug, um nicht faſt jedes von den neuempfohlenen Mitteln, mit denen er bei ſeiner fleißigen Lectüre in der Regel ſehr früh bekannt wurde, wiederholten Prüfungen zu unterwerfen, um eine ſelbſtſtändige Meinung davon zu gewinnen. Was ihn aber als Arzt charakteriſirt, und beurkundet, daß er zum Arzte geboren war, das war ein savoir faire, worin die Meiſter der Kunſt noch von ihm hätten lernen können; Fricke wußte nämlich ein determinirtes und imponirendes Weſen mit einer ganz eigenthümlichen Freundlichkeit ſo glücklich zu vereinigen, daß er ſeine Patienten nicht ſowohl für ſich einnahm, als gewiſſermaßen enthuſiasmirte und fanataſirte, ſo daß von Manchem ſeine Ausſprüche einem Orakel gleich geachtet und den ſeinigen entgegengeſetzte wohl gar als Ketzereien betrachtet wurden. Daß dieſes Weſen ihm auch in ſeinen amtlichen Beziehungen ſehr zu Statten kam, liegt am Tage; man würde indeſſen dem Verſtorbenen ſehr unrecht thun, wenn man unterlaſſen wollte, zu erwähnen, daß er dieſe Beliebtheit (als Beleg für

dieselbe mag der Umstand gelten, daß sein 1836 von Gröger und Aldenrath wohlgetroffenes, im lithographischen Institute von Ch. Fuchs erschienenes Portrait gänzlich vergriffen ist; übrigens besitzen wir noch aus früherer Zeit ein recht ähnliches Portrait von Fricke, vor dem 34sten Bande von Rust's Magazin, Anon. delineavit, Fr. Bolt sculpsit; es ist dieß auch einzeln erschienen, Berlin bei G. Reimer, 1831, 4. 12 Gr.) und Auctorität, deren er sich namentlich bei den höheren Ständen erfreuete, theilweise gewiß auch seiner unermüdlichen Berührigkeit, die gar keine Bequemlichkeiten zu kennen schien, wo es sich darum handelte, einem Kranken beizuspringen, mit zu verdanken hatte. Sehr förderlich war ihm hiebei eine gute Eintheilung der Zeit, die Gewohnheit des Frühaufstehens und seine Entfernung von socialen Zerstreuungen, eine Klippe, an der sonst mancher tüchtige Kopf und manches Talent in Hamburg zu Grunde geht.

Fricke hat sich frei erhalten von jener Krankheit, die ältere Aerzte so häufig heimsucht, er blieb frei von der auri sacra fames. Beispiele seiner Uneigennützigkeit liegen manche vor, und er hat, wenn man bedenkt, wie lange er eine eben so ausgedehnte wie lucrative Praxis betrieben, nur ein mäßiges Vermögen hinterlassen. Galt es der Bereicherung seiner Bibliothek, seiner Instrumente, einer Sommerreise und was dergleichen Liebhabereien mehr sind, so achtete er des Geldes wenig. Nicht so gleichgültig war er vielleicht gegen äußere Auszeichnungen, doch wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen? Liegt es doch in der Natur des Talentes, daß es, häufig seiner selbst unbewußt, auch nach äußerer Anerkennung ringt.

Wo Licht ist, da muß es auch Schatten geben, dieses Gesetz gilt so gut für die moralische wie für die physische Welt, und so erscheint denn Fricke's Verhältniß zu der Mehrzahl seiner Collegen als die Kehrseite des Bildes, welches wir unseren Lesern aufzustellen bemüht waren. Die

Wahrheit gestattet es nicht, zu verschweigen, daß Fricke, den die Natur mit so vielen glänzenden Eigenschaften ausgerüstet hatte, jene Eigenschaft, die Krone aller Humanität, nicht besaß, welche so bereitwillig ist, fremden auch minder bedeutenden Strebungen den Tribut der Anerkennung zu zollen; nicht immer suchte er, wenn das Band des Vertrauens, welches Arzt und Kranke verbindet, etwas lockerer geworden, und man ihn als Dritten hinzugezogen, dieses wieder zu festen, und nicht jederzeit war er geneigt, den vielleicht weniger durch Naturanlagen und Glück begünstigten Fachgenossen als Ebenbürtigen zu betrachten und so die Würde des Standes zu wahren. So kam es denn, daß, wenngleich viele seiner Kunstgenossen ihn seiner wissenschaftlichen Bestrebungen halber schätzten (was sie ihm unter Anderen dadurch bewiesen, daß sie ihn **1825** zum präsidirenden Director unseres ärztlichen Vereins erwählten, welchen er **1816** mit hatte gründen helfen), ihm doch nur gar wenige befreundet waren. Mögen immerhin bisweilen unlautere Motive und der Künstlerneid, der ja leider in unserer Kunst eine eben so große wie schwarze Rolle spielte, gegen Fricke Opposition gebildet haben, es ist dennoch nicht wegzuleugnen, daß Fricke's Collegialität eine seiner schwächsten Tugenden war.

In einem desto glänzenderen Lichte aber erscheint uns der Verstorbene, wenn wir uns seine Verdienste um Hamburg und das allgemeine Krankenhaus in's Gedächtniß zurückrufen. Nicht nur hat er sich, wie oben bereits angedeutet, durch Unterweisung der niederen Wundärzte um Hamburg sehr verdient gemacht, nein auch die Mehrzahl der unter uns die Chirurgie gleichzeitig mit der Medicin betreibenden Aerzte verehrt in ihm den Lehrer, indem sie sich als Assistenzwundärzte am allgemeinen Krankenhause unter seiner Leitung zu Operateuren ausbildeten, und er meinte es mit Ausbildung seiner Schüler wahrhaft redlich, denn er zeigte ihnen nicht nur, was zu thun sei, sondern er gewöhnte sie auch, so weit

es ihm das Interesse der Anstalt irgend verstattete, selbstständig zu handeln, und nicht übergangen darf es werden, daß er in diesem Verhältnisse ein trefflicher College war, und sein Benehmen gegen seine Gehülfsärzte stets die reinste Humanität athmete. — Lange wird, was Fricke in Hamburg, und was er für Hamburg erstrebte, und was er erreichte, unseren Medico-Chirurgen als glänzendes Ziel ihrer kühnsten Hoffnungen vorschweben! —

Das allgemeine Krankenhaus war Fricke's Steckenpferd, er liebte es, wie Quasimodo seine Glocken, aber er liebte es mit mehrerem Rechte, denn, da der frühere Hospitalarzt desselben, Dr. Ritter, während der Uebersiedelung vom alten in das neue Krankenhaus (27. Novmbr. 1823) gestorben war, sein Nachfolger aber erst im nächsten Jahre erwählt wurde, so sind die meisten Einrichtungen des allgemeinen Krankenhauses, insofern sie vom ärztlichen Standpunkte aus anzuordnen waren, Fricke's Werk, und welche Freude beseelte ihn nicht, wenn er den dort vorhandenen Apparaten, Sammlungen u. s. w. etwas Neues zur Vervollständigung anreihen konnte, wie z. B. den vor einigen Jahren von ihm angegebenen Wagen für den Krankentransport. Gewiß wurde das Krankenhaus nicht leicht von irgend einem bedeutenderen Kunstgenossen, oder sonst einem ausgezeichneten Fremden besucht, ohne daß Fricke es ihm mit einer seltenen Liberalität, und ohne Berücksichtigung des Aufwandes an Zeit, die er sonst gar wohl zu schätzen wußte, bis in die kleinsten Details gezeigt hätte.

Nichts übertrifft den Eifer, mit dem Fricke Tag für Tag seine Wanderung durch die Krankensäle vollbrachte; nur scheeler Neid und Verkleinerungssucht mögen es in Abrede stellen, daß Fricke in seiner Stellung als dirigirender Wundarzt des allgemeinen Krankenhauses, jederzeit die höchste Berufstreue an den Tag gelegt, aber sie wurde auch anerkannt von den Provisoren und von den Behörden,

von den Laien und von den Aerzten, und die Erinnerung daran wird fortleben in dem dankbaren Gedächtnisse seiner Mitbürger, und so lange ein Stein noch steht von jenem schönen stolzen Gebäude, wird Fricke's Namen sich daran knüpfen und mit Ehren genannt werden.

Hamburg, im Februar 1842.

Dr. D. R. Warburg.

Dr. N. B. Conrath

K. K. Rath u. Brunnenarzt in Franzensbad.

Am 8. Januar 1841 verlor Böhmen einen seiner geachtetsten Aerzte, den K. K. Rath und Brunnenarzt Dr. Conrath, in einem Alter von 65 Jahren an einem schnell verlaufenden Zehrfieber, das unabwendbar trotz der Kunst und liebevollen Sorgfalt ärztlicher Freunde einem Leben ein Ziel setzte, dessen anerkannte Tüchtigkeit seine längere Dauer gewiß noch Vielen segensreich gemacht hätte. —

In Neuburg im Luxemburg'schen geboren, hatte sich Conrath als Jüngling von 18 Jahren, aus seiner Heimath durch Kriegsunruhen vertrieben, nach Böhmen verfügt, und war seit dieser Zeit ein treuer Sohn seines neuerwählten Vaterlandes geblieben, das ihm seine Anhänglichkeit durch geistige Bildung, eine geachtete Stellung und ehrenvolle Auszeichnung, durch die Freundschaft und Liebe der würdigsten Mitbürger reichlich, doch nicht unverdient vergolten hat. Schon während seiner an der Hochschule Prags zurückgelegten philosophischen, insbesondere aber mediciniſchen Studien, errang Conrath bei regem wissenschaftlichen Eifer und unermüdeter Thätigkeit glänzende Erfolge; hiedurch die Aufmerksamkeit und oft bis zur freundschaftlichen Zuneigung gesteigerte

Gunst seiner Lehrer; bei einnehmendem Aeußern, gefälligen Sitten und lebenskräftigem Frohsinne die neidlose Liebe seiner Mitschüler und Zeitgenossen, deren ausgezeichnetste ihm bis zum Grabe warme Freunde blieben. Möge es erlaubt sein, in diesen Beziehungen an einen Mattuschka, v. Ruß, Held, v. Krombholz zu erinnern! — Nach im Jahre **1800** erlangter Doctorswürde strebte **Conrath** rastlos nach fortschreitender Vervollkommnung in dem erwählten Berufe. Ununterbrochener Besuch der öffentlichen Krankenanstalten an der Seite ihrer würdigen Vorsteher, die von den damals berühmtesten Aerzten Prags ihm oft und ehrenvoll zugewandte Substituirung bei ihren Privatkranken, kräftigten seinen praktischen Takt; das vierjährige rühmliche Versehen der Stelle eines Prosectors der allgemeinen und höhern Anatomie; das mit Vorliebe betriebene Studium der Chemie; ein unausgesetztes kritisches Verarbeiten der ältern und neuesten medicinischen Literatur, ließen ihn in keinem Zweige des ärztlichen Wissens hinter den Aufforderungen des Geistes der Zeit zurückbleiben. Vielfache Reisen in das Ausland brachten ihn in persönliche, noch späterhin erfolgreiche Berührung mit den berühmtesten Aerzten Deutschland's, Frankreich's und Italien's; lehrten ihn die vorzüglichsten Heilquellen dieser Länder kennen, und gaben, vereint mit seiner Stellung als Hausarzt eines der edelsten Geschlechter Böhmens, der angebornen Eleganz seiner Sitten und seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit jenen Grad der Vollendung, der, verbunden mit dem Kerne seines tüchtigen ärztlichen Wissens und einer ausgezeichneten Sprachkenntniß, ihn, als er im Jahre **1820** die Stelle eines Brunnenarztes in Franzensbad erhielt, schnell zu einem der ersten Brunnenärzte Deutschland's heranbildete. Was er als solcher durch eine Reihe von **20** Jahren für Franzensbad gewirkt, das bezeugen die vielfachen, wichtigen, von ihm theils beantragten, theils beaufsichtigten Umstaltungen der Badeanstalten; der hiedurch so wie durch

Conrath's Persönlichkeit alljährlich gesteigerte Ruf der vortrefflichen Heilquelle, zu deren richtigen Kenntniß und Würdigung der Verblichene durch gediegene Aufsätze und gehaltvolle Schriften um so gewisser beitrug, als die unpartheiische, prunklose Wahrheitsliebe, die seine Feder führte, alljährlich Bestätigung finden, und dem Kurorte neue, sichere Verehrer werben muß. — Der Staat belohnte so viele reelle Verdienste noch im Jahre 1835 durch Verleihung des Charakters eines k. k. Rathes; mehrere gelehrte Gesellschaften des Auslandes ehrten durch Zusendung ihrer Diplome den rühmlichst gekannten Arzt, dem die Achtung hochgestellter Männer, die Freundschaft seiner Collegen, die Verehrung seiner zahlreichen Kranken bewies, wie allgemein die Anerkennung seines Wirkens war. — Reger Drang, das allgemeine Beste zu fördern, anspruchsloser Wohlthätigkeitssinn, thätiges Mitgefühl für fremde Leiden, zartsinnige Anerkennung freundschaftlicher Zuneigung, zeichneten den Verewigten als Mensch aus. Den sprechendsten Beleg hiezu liefert seine letztwillige Anordnung. Nebst bedeutenden Legaten für zahlreiche Verwandte, Freunde und deren Hinterbliebene, für seine nächste Umgebung, widmete er bestimmte Summen der Unterstützung armer Schulkinder der Franzensbader und Kopidlner Schule; ferner die Zinsen eines Kapitals von 12,000 fl. C.-M. der Unterstützung zweier durch Alter oder Krankheit in Armuth und Noth gerathenen Med. Doctoren der Prager Fakultät, und in Ermangelung dieser der Unterstützung dürftiger Witwen und Waisen von Med. Doctoren; die Verleihung dieser Conrath'schen Stiftung dem jeweiligen Dekane und den zwei ältesten Professoren der Prager med. Fakultät anheimstellend. Und so war für Conrath der Tod nur ein Anlaß, die Frucht seines schönen edlen Wirkens unvergänglich für kommende Zeiten zu bewahren. Sterben kann der Name und das Andenken eines solchen Mannes fürder nicht mehr!

Standreden auf J. L. Sanson.

Am 4. August 1841 fand das Leichenbegängniß dieses ausgezeichneten Wundarztes statt, der vier Tage vorher in einem Alter von 50 Jahren dahinschied. Die ganze Fakultät, ein Theil der Akademie, so wie eine große Menge von Aerzten folgten seinem Sarge in die Kirche; nur die Studenten waren in ziemlich kleiner Anzahl dabei, was um so unerklärlicher erscheint, da sie gerade es sind, die den größten Verlust erleiden. Sanson war wirklich der würdigste Repräsentant der großen von Dupuytren gegründeten Schule; Niemand konnte den jungen Leuten ein besserer Führer sein, Keiner ihnen edlere Gesinnungen einflößen; Er war es, der durch sein Beispiel die Jugend im vollsten Sinne des Wortes belehrte. Die Reden, die an seinem Grabe gehalten wurden, sprachen diesen schönen Charakter aus, alle, ohne Ausnahme, spendeten sie ihm das größte Lob, und mit der vollsten Ueberzeugung können wir sagen, daß alle diese Reden noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben sind. Hr. Bégin, welcher sein Kriegsgefährte im französischen und sächsischen

Feldzuge gewesen war, sprach im Namen der Akademie; er schilderte mit einer Beredsamkeit, die des Gegenstandes würdig, seine ersten Jahre, seine Fortschritte in der Chirurgie, seinen Muth und seine Hingebung auf dem Schlachtfelde, wie in dem Kampf, den er im bürgerlichen Leben zu bestehen gehabt, und zuletzt noch malte er in lieblichen Bildern das Glück, das er im häuslichen Kreise genossen, ein Glück, welches einen so großen Contrast mit den Hindernissen bildet, welche sich hartnäckig seinem Erfolge in der medicinischen Welt, entgegenstellten.

Im Namen der Fakultät sprach Cruveilhier, der, als er noch sein Mitschüler war, ihn schätzen gelernt hatte und stellte ihn als einen hohen Geist dar, der Tag und Nacht die Wissenschaft studirte, der er sich widmete. Er erwähnte die Freundschaft, die ihn mit Dupuytren verbunden und der Dienste, die sie sich gegenseitig geleistet, und zuletzt seiner schätzbaren Werke, womit er die Wissenschaft bereichert, und am Schluß seiner Rede, mit welchem bewunderungswürdigen Gleichmuth er seine Leiden ertragen habe.

Herr Roche entwarf hierauf ein treues Bild von dem unglücklichen Verhängniß, das sich an alle seine Handlungen knüpfte, und von den Verfolgungen und Ungerechtigkeiten, die er zu erdulden hatte, was auf die ganze Versammlung einen tiefen Eindruck machte.

Herr Gerdy ergriff bei dieser Gelegenheit das Wort, um eine Parallele zu ziehen zwischen den Gefahren, denen der tugendhafte Mensch ausgesetzt ist und der leichten Bahn, die sich dem schlechten eröffnet.

Diesen folgte Royer-Collard, sein Schüler, der einfach und beredt die Hoffnungen aussprach, die man auf Sanson gesetzt habe, und das tiefe Bedauern, das Jedermann empfinden müsse, über den so eben erlittenen Ver-

luſt. Seine ganze Rede war ein Gefühl der Dankbarkeit und Liebe.

Wir möchten gern alle dieſe Reden wiedergeben, aber in der Unmöglichkeit dieß zu thun, beſchränken wir uns auf die Rede des Herrn Pigné im Namen der Studirenden, welche einen lebhaften Eindruck hervorbrachte.

Meine Herren!

Nach den beredten Worten, die Sie ſo eben gehört, würde ich nicht wagen über Sanſon zu ſprechen, wenn nicht die innige Freundſchaft, die er mir erwieſen, und die unbegränzte Liebe, mit der ich an ihm hing, mich dazu verbände. Obgleich mein Innerſtes zerriſſen iſt von den ſchmerzlichen Eindrücken der letzten Zeit, ſo werde ich doch Kraft genug finden, ſeinen ſchönen Charakter denen zu ſchildern, die ihn nicht gekannt, und halte mich im Voraus verſichert, daß diejenigen, die das Glück gehabt, ſich ihm zu nähern, keine Uebertreibung in meinen Worten finden werden.

Ludwig Joſeph Sanſon wurde zu Paris den 24. Januar 1790 geboren, woſelbſt er inmitten der Gräuel der Revolution und der Straßen-Emeuten ſeine erſten Jahre verlebte. Hierauf kam er 9 Jahr alt in ein Inſtitut, worin er 3 Jahre lang die erſten Kenntniſſe der lateiniſchen Sprache empfing. Nachdem er nun ſein 13tes Jahr erreicht, erhielt er die Erlaubniß, ſich dem Studium der Chirurgie widmen zu dürfen, und wurde dann 2 Jahre ſpäter 1805 zu einem Unter-Aſſiſtenzarzte der Hoſpitäler ernannt und im Hôtel-Dieu angeſtellt. Bald danach wurde er einer der Proſectoren für die Vorleſungen der pathologiſchen Anatomie von Dupuytren, welcher ihn kurze Zeit darauf zum alleinigen Proſector ernannte. Im Jahre 1807 ward er zum Ober-Aſſiſtenzarzt ernannt und 1813 im ſächſiſchen Feldzuge dann den Lazarethen der alten Garde zugetheilt. In der Schlacht bei Bautzen wurde er zuerſt von einer

rheumatischen Affection befallen, die ihn später nie ganz verließ, und die die Beschwerden und der Regen, die unsre brave Armee in der Schlacht bei Waterloo ertragen mußte, noch mehr verschlimmerten. Einige Zeit später wohnte er der Schlacht von Paris bei, nach deren Capitulation er die Trümmer der Armee nach Fontainebleau begleitete. Nach der Abdankung Napoleons ging er wieder mit unsern heldenmüthigen Truppen an die Loire, und als nun diese letzte kaiserliche Arme entlassen worden war, kam Sanson wieder nach Paris, trat als Chirurg wieder ins Bürgerleben und eröffnete von Neuem seine anatomischen Vorlesungen, in welchen er schon vor seinem Abgange zur Armee großes Aufsehen gemacht hatte.

1817 wurde er Doctor der Chirurgie, im Jahre 1823 Mitglied des Central-Bureau der Hospitäler und 1825 Unterchirurg im Hôtel-Dieu, 1830 Collegial-Professor an der Universität (Faculté), dann 1836 Mitglied der Königl. medicinischen Akademie und endlich 1836 Professor der chirurgischen Klinik bis zu seinem Todestag den 1. August 1841.

Ich will nicht länger verweilen von seinem Leben zu reden, man hat Ihnen die Kämpfe und Gefahren geschildert, die ihn in seiner militairischen Laufbahn umgaben, die Mühe und Arbeiten, die im bürgerlichen Leben gleichsam auf ihn anstürmten, und wohl kann man sagen, sein eigenes Leben war nur ein Kampf. Einige unter Ihnen haben die Gefahren der Schlachten mit ihm getheilt, und diese wissen, wie sehr dann sein Muth mit der Gefahr wuchs; wie sehr die Unfälle unsrer Armee in ihm seine Kraft und seinen Eifer weckten. Die Meisten unter Ihnen kennen die zahlreichen Kämpfe, welche er später zu bestehen hatte, die, obwohl sie weniger Gefahr darboten, nicht weniger eine feste Beharrlichkeit, keine geringere Energie erheischten. Ist ein Einziger unter Allen die ihn kannten, der nicht bei jedem neuen Kampf, den er

zu bestehen, neue Kraft in ihm angetroffen hätte? Bei Allem, was sich ihm entgegenstellte, war er neu gewaffnet, und seine moralischen Kräfte schienen durch solche Widerwärtigkeiten nur gestärkt zu sein.

Während seines ganzen Lebens, welches kurz, aber wohl angewendet war, hat Sanson nicht ein einziges Mal seinen unabhängigen Charakter, der ihn so in seiner Jugend auszeichnete, verleugnet; er war immer fest, oftmals streng, aber nie unbeugsam; weil er mit dem Rechte und dem Gefühl für Pflicht eine Güte verband, die ihn begangene Fehler verzeihen ließ. Waren seine Worte, zu denen, die ihre Pflicht nicht gethan hatten, auch manchmal hart, so waren sie doch immer wieder durch einige versöhnliche Worte gemildert, und so rauh auch oft seine Vorwürfe sein konnten, sie waren stets von sanftern Worten, die ein Vergessen des Geschehenen durchscheinen ließen, begleitet, und gern wurde ihm verziehen. Mehrere unter uns werden mir bezeugen können, wie er oft augenblicklich sich entschuldigte, wenn er Jemanden durch einen Vorwurf Unrecht gethan, und was wohl zu den Seltenheiten gehört, öffentlich nahm er das Geschehene zurück. — Die Schmeichelei, die er auch bei Andern haßte, kam nie über seine Lippen; er war stolz gegen die Großen, stets aber, wo sich die Gelegenheit darbot, herablassend gegen seine Untergebenen. Er fühlte mehr als je Einer, wie öfters Anliegen und Bitten beide Theile erniedrigen, und ach, wie viele Unannehmlichkeiten, wie viele Bitterkeiten hat die Wahrheit seines Ausspruchs ihn nicht empfinden lassen! Durch seine Pünktlichkeit und Kenntnisse machte er sich, als er noch der chirurgischen Klinik zugetheilt war, seinen Vorgesetzten bemerklich, so daß Dupuytren ihn als Muster seiner Kameraden aufstellte. Als er der medicinischen Abtheilung beigegeben worden war, schrieb Herr l'Herminier von ihm: „Seine Anlagen verrathen der Heilkunst einst ein kostbares Mitglied zu erwerben.“

In der Praxis erinnerte er sich immer, daß er in der Schule des reinsten Positivismus erzogen; daher gab er auch nie etwas auf gut Glück. Wenn er auch keine Neuerungen herbeiführte, so besaß er doch im höchsten Grade ein feines chirurgisches Gefühl, welches machte, daß er mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit in allen neuen Erfindungen, was anwendbar und was es ohne Gefahr nicht sei, erkannte. Seine Kenntnisse und seine Umsicht waren bekannt, so daß selbst Diejenigen sich Raths erholten, die sogar öffentlich seinem Ruf zu schaden suchten. Betraf es irgend einen Concurs, so fanden Alle in ihm durch seine ausgedehnten Kenntnisse wie durch seine festen Argumente einen starken Gegner, wobei er überdieß eine richtige Urtheilungskraft und ein rasches diagnostisches Erkennungsvermögen besaß.

Als Lehrer flößte er immer Achtung ein, denn da er ernst und streng im Oeffentlichen war, so gab er nie sich eine Blöße im Scherz; doch da Alle seiner Gerechtigkeit vertrauten, so flößte er Keinem Furcht ein. Er verband immer die Meinungen Anderer mit seinen eigenen Gedanken, aber nur mit Anstand und Bescheidenheit, und verachtete Diejenigen, die unter dem Vorwandte die Jugend zu unterrichten, ihnen ihre Eifersucht und ihre bösen Leidenschaften einzuflößen suchen. Er beging vielleicht weniger Fehler als irgend Jemand und Keinen gab es wohl, der mehr gestanden hätte; daher weitentfernt diese zu bemänteln, führte er sie oft seinen Zuhörern an, damit diese möchten selbige kennen und vermeiden lernen. Besaß er auch nicht das Talent der Rede, so verfuhr er desto methodischer, und Niemand hat wohl mehr als er, sowohl im Schreiben als im mündlichen Vortrage, jene klangreichen Phrasen vermieden, die für einen Augenblick die Aufmerksamkeit fesseln und dann verloren gehen; seine Schreibart war immer klar und Jedermann verständlich. Er war zu rechtlich, als daß er sich

hätte erlauben können, die Idee eines Andern sich anzueignen, und war zu edel, um sich zu beklagen, wenn Andere die seinige sich anmaßten. — Betrachten wir jetzt sein inneres Wesen, so sehen wir einen Menschen, kalt und unempfindlich im Außenleben, aber diese Hülle, die so Manchen umgiebt, der so oft das Opfer der Ungerechtigkeit und der Spielball des Schicksals gewesen, fiel, sobald er sich im Kreise seiner Freunde befand. Mit Wenigen war er innig befreundet, aber diesen schenkte er unbedingtes Vertrauen. Er war dann heiter, gesprächig und von einer seltenen Herzlichkeit. Frei und offen sprach er sich über wissenschaftliche sowohl, als über politische Gegenstände aus, und charakterisirte oft mit einem Worte oder einer Miene den wahren Zustand dieser oder jener Sache. Im Gespräch leitete er oft den Faden auf die ersten Jahre seines Lebens, wo er sich dann gern der kleinen, manchmal blutigen Kämpfe zu erinnern pflegte, die sich die Kinder seines Alters lieferten, an denen Theil zu nehmen er nie verfehlte. Oft auch erzählte er mit Vergnügen die Begebenheiten, von denen er in seiner militärischen Laufbahn Zeuge gewesen war, und lachte oft recht herzlich über die Streiche, die man ihm gespielt, und über die, welche er Andern gespielt hatte. —

Mit gewiß außerordentlichen Talenten, mit einer Tugend, die würdig war der alten Zeit anzugehören, lebte Sanson aus, weil er bescheiden war, und im Augenblicke, wo das Glück ihm zu lächeln angefangen, hielt der Tod ihn in seiner Laufbahn auf, ohne daß er von den Annehmlichkeiten des Lebens genossen, ohne daß er etwas Anderes als Sorge und Elend gekannt. Sein Name in der Wissenschaft wird uns bleiben, ihn kennen Alle, seine Werke sind klassisch geworden, aber was uns geraubt worden ist, was dieser Sarg birgt, ist ein rechtlicher gewissen-

hafter Mensch, ein gründlicher bescheidener Gelehrter, und kluger und erfahrner Praktiker, der nie auf seinen Vortheil bedacht war, ein strenger Richter, frei und immer unpartheiisch, ein wahrer zuverlässiger Freund, und ein Mitbürger ohne Makel gewesen.

Skizzen.

Die Aerzte.

(Aus Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Stuttg. 1839. Bd. X.)

Sterben ist mein Gewinn.

Es gab eine Zeit, wo das Alter die einzige Krankheit war, der einzige Arzt der Tod, die Dichter nennen diese Zeit, die des Saturnus, wir wollen sie die Zeit der Natur nennen, die wir noch heute unter den Naturvölkern, die wir Wilde nennen, finden, welche herzlich lachen würden, wenn wir ihnen die neueste Pathologie erklärten, wo die Krankheiten in Compagnien geordnet, zu Tausenden aufmarschiren. Wir machten den Naturmenschen zum Culturmenschen, Natur und Geistescultur lassen sich gar wohl im Bunde denken, dem die Griechen nahe kamen, aber wir verließen das schönste Ideal unserer Gattung, die Erde sollte nach dem Willen der Natur ein Tanzsaal sein, wir selbst machten sie zum Krankenhause, und den Naturmenschen zum Kunstmenschen. Die beste Antwort auf die Frage: „Warum wurde man im alten Testamente so alt?" bleibt immer die: „Es gab noch keine Aerzte," sie hat Sinn — noch wahrer aber ist: Die beste Arznei ist die, womit man sich heilet ohne Doctor.

Die Natur scheint sogar den Menschen gütiger behandelt zu haben, als die Thiere, sie gab ihm, abgesehen vom höheren Geist, zwei Uebel gegen selbsteigne Angriffe — Krankheit und Arzt, sie, nebst einer Hand voll anderen Ungemachs, ertheilen der Kürze des Lebens den Schein einer längeren Dauer, und verkürzen gar sehr die Langeweile der müßigern Welt die man die höhere nennt. Ohne Krankheit wüßten wir nicht recht, was Gesundheit wäre, und selbst die Gesundheit der Seele verdankt Mancher der Krankheit des Körpers; nach einer Krankheit, die uns tüchtig gerüttelt hat, sind wir neue Menschen, moralischer und geschlachter, die ganze Natur erscheint wie neu und im magischen Lichte der Jugendzeit nach einem hitzigen Fieber.

O! que l'ame jouit dans la convalescence
on ne voit rien, rien avec indifférence!

Der erste Arzt war Mutter Natur selbst, wie noch heute bei Thieren und den Völkern der Natur, dann kamen Priester, die, wie überall, den Fortschritt der Vernunft hinderten, um desto sicherer die Zauberer spielen zu können, und endlich wurde, kurz vor Hippokrates, Medicin freie Kunst, mit Musa, dem Arzte Kaiser Augusts stieg das Ansehen der Heilkünstler, und Reiche hielten sich nun Aerzte, wie Köche. Im Tempel Aeskulaps ließen schlaue Priester die heilige Schlange sprechen — man glaubte, und so wirkt auch der Glaube bei Leibärzten der Großen, mußte da nicht die Kunst sich in Charlatanerie verwandeln? Frühzeitig balgten sich die Menschen, folglich war Chirurgie früher als Medicin, zumal man innerliche Krankheiten mit Hiob dem Himmel zuschrieb, und also Heilung auch nur vom Himmel erwartete, und dessen Repräsentanten, den Priestern. Menekratos muß noch stolzer, als unser Zimmermann gewesen sein, daher König Ppilipp ihn mehr verspottete, als Friedrich, er bezahlte ihn mit Rauchwerk, wie die Götter,

und Athenäus, der dieß erzählt, macht den Beisatz: „exceptis medicis nil est grammaticis stultius.“

Im Mittelalter spielten Juden die Rollen der Aerzte, und das Heer der Aerzte (eine verdorbene Abkürzung des Wortes Artista) vermehrte sich mit Verminderung der Sitteneinfachheit so stark, als die Heere der Juristen mit den Corporibus juris Romani et canonici statt altdeutscher Observanzen, und der Priester mit der Theologie und Kirchenvätern statt Religion, wer wollte das Heer der Doctoren, der Heelheeren und Gencesmeester aufzählen, die sich auch Physici, Naturkundige nannten, was sie gerade am wenigsten waren. Sie liegen aber in der Oekonomie der Natur, wie der Krieg, die Menschen würden sich zuletzt selbst auffressen, wenn sie alle das Patriarchenalter erreichten, und alle, deren Vater Aeskulap ist, auch zugleich die Brüder seiner Tochter Hygea waren. Unsere Germanen glaubten bei einem natürlichen Tode bloß in das Nebelland der Vergessenheit einzugehen, bei einem gewaltsamen aber, die Waffen in der Hand, in das göttliche Walhalla, und so wählten auch wir Männer, die darauf studirten, den natürlichen Tod durch künstliche Mittel zu verhindern, oder Scarrons Männer —

les doctes assassins
que nous appellons médecins.

Die Alten bildeten Aeskulap nicht umsonst mit einem dicken Barte, er war ein Deus — unbärtige Aerzte sind nur Doctores — um seinen Stab wand sich eine Schlange, die der Kranke am Besten kennt — sein Hahn deutete auf Wachsamkeit, auf das Apropos und unter dem eingehüllten Knaben Telesphorus an seiner Seite dachte man sich wohl den armen Kranken. Aeskulap begnügte sich mit einem Hahn — welche alte Genügsamkeit — jetzt wäre mancher mit einem ganzen Hühnerstall nicht zufrieden. Man forderte aber auch jetzt vom Arzte, wenn Unmäßigkeit und

Leidenschaft den Körper zerrüttet hatten, Wunder, er sollte Gesundheit und Unmäßigkeit zusammenreimen, und das wäre nicht mehr werth als ein Hahn? Nur Dr. Faust konnte hexen, und ein Arzt, der thut was er kann, verdient nicht wie Dr. Luthers Arzt, Curio behandelt zu werden; „die Praxis ist mager," sagt der Mann Gottes in seinem Empfehlungsschreiben an den Churfürsten, „ich selbst habe für viele Dienste nie nichts gegeben ohne (außer) einen Trunk Bier." Petrarca, Montagne und Molière gehören zu den berühmtesten Feinden der Aerzte, und übertreiben, in der Mitte liegt auch hier die Wahrheit, ihre Kunst kann wegräumen, das Haus reinigen, wenn auch nicht bauen, der wahre Arzt bleibt immer die Natur, Diät im Essen, Trinken, Beischlaf und Leidenschaften — Bewegung in freier Luft, Bad, Schlaf, Geduld — zwischen hinein seignare, purgare, clysterium donare — der Kunst aber bleibt immer das Verdienst des Apropos — und Sirach hat mehr Recht als obengenannte Spötter: „Ehre den Arzt, daß du ihn habest in der Noth, der Herr hat ihn geschaffen."

Ich lobe den Mann, der nicht gleich nach dem Doctor schickt, der seinen Körper selbst beobachtet, und bei kleinen Unpäßlichkeiten kleine Hausmittel hervorsucht, kein Weichling und Jeremias ist — aber der Mann, der sein ganzes Leben der Wissenschaft gewidmet, und am Bette Kranker selbst Erfahrungen gesammelt hat, kann doch mehr wissen und eher das Apropos treffen. Krankheit umnebelt sogar den Geist, daher selbst Aerzte, wenn sie krank werden, einen gesunden Arzt zu Rathe ziehen. Es bleibt einer der komischsten Widersprüche, daß Millionen Menschen sich um Alles mehr bekümmern, als um das, was sie so nahe angeht, ihren Körper, und ihre Gesundheit leichthin ohne Weiteres einem Arzte anvertrauen, wie die alten Dümmlinge ihr Seelenheil dem Pfarrer. Es ist gewiß lächerlich, daß

Tausende zuvor den Arzt fragen: „Darf ich das essen?, darf ich das trinken?" Hier beschämt uns abermals das liebe Vieh! Bei jeder Krankheit liegen Natur und Krankheit im Streite, der Arzt ist tertius interveniens, trifft er die Krankheit mit seinem Stocke auf den Pelz, so geneset der Kranke, — trifft er aber die Natur, so ist es aus, und daher sterben so wenig Städter eines natürlichen Todes, wohl aber der Bauer, der keinen Arzt braucht, und vielleicht der erste Doctor war, er befand sich übel und steckte mechanisch den Finger in Hals, und die Natur erleichterte sich. Dieser und der entgegengesetzte gerade Weg sind noch heute die kürzesten, zweckmäßigsten Wege, alle Krankheiten sind Umkehrungen der natürlichen Functionen, alle Gesunde besorgen mit dem Munde die Einnahme, mit dem Revers die Ausgabe, folglich müssen Kranke die umgekehrte Ordnung beobachten, die Natur stutzt und kehrt wieder zur Ordnung. Die nordamerikanischen Wilden haben noch eine dritte Methode, sie blasen dem Kranken Luft in den Anus, bis ihm die Augen aus dem Kopfe treten, diese Menge Wind erzeugt Afterwinde, die natürlich das Thor suchen, zu denen der andere Wind hereingekommen ist, und so entstehen nicht selten die lächerlichsten Auftritte zwischen dem Doctor und seinem Patienten.

Die Alten scheinen die schwierigsten aller Krankheiten nicht gekannt zu haben, die Seelenkrankheiten, man müßte denn das Heimweh der ersten Eltern nach dem Paradies für eine solche halten, die sich freilich nicht heilen ließ, wie das Heimweh der Schweizer, und schwieriger war als Youngs Heimweh, das durch gesundes Gehirn geheilt werden kann. In Seelenkrankheiten tödten wir uns selbst, in Leibeskrankheiten höchstens der Arzt, bei diesen suchen wir den Arzt, bei jenen stoßen wir ihn gern von uns, und doch steht es mit uns, wie mit Fuchs und Panther in der Fabel, dieser hat viele Flecken auf der Haut, der Fuchs nicht, aber desto mehr in seinem Inneren. Seelenkrankheiten sind um so trauriger,

als Gesunde sich nur selten in den Seelenzustand hineindenken können. — Die fixe Idee muß fast ganz der Zeit überlassen werden, und ist so schwer zu heilen, als viele große — die Seelenkrankheit nimmt die Vernunft gefangen, und der Kranke ärgert sich über seines besten Freundes wohlgemeintesten — Widerspruch.

Man hat die Theologie die Wissenschaft von dem genannt, von dem wir nichts wissen, und so könnte man Arzneikunst die Wissenschaft nennen, in der man unbestraft unwissend sein kann, aber Doctorsdiplome beweisen durchaus nichts, denn noch haben die Gerichte nie gefragt: Woran ist dein Kranker gestorben? Die Todten können nicht mehr processiren, und die Ueberlebenden sind es meist recht sehr zufrieden. Nicht so im Mittelalter! Die Assisen Gottfrieds von Bouillon und Venedigs Gesetze verurtheilen den Arzt, der einen Sklaven nicht heilt, zum Schadenersatz, und läßt er einen Christen sterben, so muß er gar hängen mit einem Uringlas in der Hand; man begreift nur die Härte dieser Gesetze, wenn man weiß, daß die Aerzte damals verachtete Juden waren. Der Sinn aller Recepte oder mystischen Hieroglyphen, damit man mit desto mehr Respect nimmt, ist — friß Vogel, oder stirb! aber das Recept, das früher unfehlbar war, möchte nicht mehr anschlagen, die unvermuthete Erscheinung dreier Repräsentanten der drei hochlöblichen ersten Facultäten vor dem Bette des Kranken; Geister wirkten sie mehr als ein Geist.

Hippokrates, Sydenham und Boerhave, der eintausendachthundert Krankheiten aufzählt, waren die größten Zweifler, weil sie — große Aerzte waren, und des Letzteren Leibdevise war: „Simplex sigillum veri," die Devise jedes großen Mannes. Er war der Arzt Europa's, und selbst ein Schreiben aus Sina: An Herrn Boerhave, Arzt in Europa, gelangte an seine Adresse; er hinterließ 2 Millionen Gulden.

Unser Plouquet hat das furchtbare Heer von mehr als sechstausend Krankheiten in sieben Klassen gebracht, ein weit berühmter Arzt Englands aber versprochen, die ganze gegründete Arzneikunde auf einem Bogen zu hinterlassen. Aber wie viel unnütze mediciniſche Bücher nun? Nur! wenn die Aerzte ſchreiben, prakticiren ſie nicht, doch hat ein giftiger Recenſent Schuld, daß ein junger, durchhechelter Brownianer ausrief: Das koſtet hundert Menſchenleben! und warf ſich in die Praxis. Wer Dr. Fauſt's ganz kurzen Geſundheitskatechismus befolgt, kann den Teufel der Medicin auslachen, wie der Hanswurſt im alten Dr. Fauſt den leibhaftigen Teufel, und jener Fauſt war ſehr ehrlich, als der alte Doctor, der ſeinen Wahlſpruch? „a Numine Salus“ verdeutſchte; Gott ſei den Kranken gnädig! Die jungen Doctores Stolperi ſollten ſich ſtets an jenen Sterngucker erinnern, der darüber in die Grube fiel, und dem Arzt darf man am meiſten trauen, der am wenigſten verſchreibt. Griechenland und Rom kannten viele Jahrhunderte lang keine Aerzte, wie noch heute Indien, weil man pythagoräiſch lebte. Das Vorurtheil von Unverletzbarkeit der Todten, das nur Anatomie der Thiere erlaubte, ſtand lange gründlichem Wiſſen entgegen. Wer kannte damals Rolfinke, die für Anatomen Friſchbegrabene Nachts ſtahlen? Mönche hätten viel thun können und gethan, wenn man ihnen nicht die Arzneikunſt hätte verbieten müſſen, wegen ihrer Gifte, und Luther hätte heilig Mäuſepulver bekommen. Manche heilten aber wirklich aus chriſtlicher Liebe unentgeldlich, und Cosmus und Damianus ſind mit Recht die Schutzheiligen der Aerzte. Man kann lächeln über viele Fürſtinnen, Gräfinnen und Edeldamen auf dem Lande, die noch im vorigen Jahrhundert ihre Hausapotheken hatten, um Kranken unentgeldlich Hilfe zu leiſten— es kann viel Quackſalberei mit unterlaufen ſein, aber die Sitte war fromm und ſchön — wer denkt jetzt an Noth-

leidende und Kranke? Die Aerzte verklagten einen gewissen uralten liebenswürdigen Grafen, daß er sich in ihre Praxis einmischte, und sein Rechtsfreund erwiderte: Der Herr Graf machen nichts weniger als den Doctor, denn erstens kurire er die Kranken wirklich, die sich an ihn wendeten, und dann ließe er sich weder für Mühe noch Arznei einen Heller zahlen.

Bedenklich bleibt es immer, daß unter allen Gelehrten die Aerzte am wenigsten übereinstimmen, und da kann es wirklich Fälle geben, wo es gut ist, dem pulsfühlenden Arzt auf sein freundliches „Nun! das geht ja trefflich, ich merke, Sie haben meinen Vorschriften nachgelebt," sagen zu können: Ja! da hätte ich den Hals gebrochen, da unter den Fenstern liegt Vorschrift und Arznei. Welcher Ketzer! da war jener Bürgermeister ein anderer Mann, er zählte jede Minute zur vorgeschriebenen Einnahme seiner Essenz, jeden Tropfen, aber der Archiater lohnte ihm auch, gerührt klopfte er ihm auf die Schulter, und sprach mit dem Ernst und Würde der ganzen Facultät: „Wahrlich! Sie sind werth, krank zu sein!"

Die Schule von Salerno lehrte: „Post coenam stabis aut mille passus meabis," aber jedes Vieh lehrt, daß nach dem Futter Ruhe das beste sei, und in Brustbeschwerden übertrifft kein Doctor — den Esel. Kranke gleichen ihm auch recht oft, steckt ihm glühenden Zunder unter den Schwanz, er drückt denselben nur stärker an den Leib, statt ihn aufzuheben, und der Zunder fiele zur Erde — er brauchte keinen Doctor. Hunderten geht es, wie dem Weibe im Evangelium mit einem Blutfluß, „sie litt viel von Aerzten; hatte all ihr Gut darob verzehrt, und half nichts, sondern war vielmehr ärger mit ihr," sie konnte glücklicherweise Jesus Rock anrühren, und ward gesund, aber ein solcher Mann lebte nur einmal, daher ist es gut, wenn man mit jenem Britten, dessen Frau heimlich nach dem Doctor geschickt hatte, seinem Bedienten sagen kann: „Empfehle mich

dem Herrn Doctor, wenn ich wieder gesund bin, werde ich ihm meinen schuldigen Gegenbesuch machen." Die beste, wenngleich schülerhafte Uebersetzung des Ars longa, vita brevis ist immer: „die lange Kunst, das Leben kurz zu machen," und die Grabschrift eines Britten ist bekannt: „I was well, would be better, took physic, and died."

Das Land der Aerzte liegt leider! so nahe den Gränzen der anderen Welt, daß die einzige unfehlbare Kurmethode die ist, welche sie mit dem Todtengräber gemein haben, der Alles bedeckt, was die vornehmeren Collegen gesündigt haben, für viel Geld — er ist mit vier und zwanzig Kreuzern zufrieden. Kuriren heißt auch nicht gerade heilen, sondern auch Arzneien geben, sonst könnte man bei einem Verstorbenen nicht fragen: Wer hat ihn kurirt? oder plattdeutsch: Wer het de Lewerung hett? Junge Stolperi machen die Gottesäcker bucklicht, und die Alten die so kaltblütig gegen Menschenleben geworden sind, als die Fleischer gegen Ochsen, Kälber und Lämmer, sagen ihrem Herrn Collegen: Mir sind diesen Monat sieben abgestanden," als ob von Karpfen die Rede wäre. Jener Chirurg lag zu St. Denis auf seinen Knieen vor dem Bilde Carls VIII. — ein Mönch belehrte ihn, das sei kein Heiliger, „Ich weiß es, erwiderte jener, aber Carl hat das Mal de Naples nach Frankreich gebracht."

Bei Aerzten denkt man immer an das „Alle zwei Stunden einen Eßlöffel wohlgerüttelt, oder eine Messerspitze voll nach Belieben," und wenn die besten Kunden, die höhere Welt, wissen will, ob sie kurirt sei, so versucht sie neue Ausschweifung, und das ist Wasser auf die Mühle. Wer wissen will, was an der Kunst so eigentlich ist, studire die Geschichte der Kunst, jedes Jahrzehnd erzeugt fast eine neue Kurmethode, Browns berühmte Stärkungsmethode (Opium in Whisky aufgelöst) Brunonis Vinum brachte gar Viele und ihn selbst vor der Zeit unter die Erde, und die

Officiers de Santé sind einmal die Lieutenante des Todes. Rousseau sah gerade nicht zu schwarz, als er schrieb: Vie selon la nature, sois patient, et chasse les médecins, tu n'éviteras pas la mort, mais tu ne la sentiras qu'une fois: Ist es am Ende nicht gleichviel? Man ist der Krankheit los, wie des Lebens, und jahrelange Kurmethoden führen sie nicht zu demselben Resultate? Aber sie lehren sterben, und ist das nicht das Höchste der Weisheit! Nun! man lernt es in einem Augenblick auch.

Einen Arzt, wenn man will — nur kein Consilium, welche Tage für den Leidenden, wenn sie sich in die Perücken gerathen, Weikardt hitzig ruft: Etes-vous sûr de guérir avec vos raffraichissements? und der Gegner schreiet: „Etes-vous sûr de ne pas le tuer avec vos seignées?" Muretos wurde auf seiner italienischen Reise krank, als er wieder zu sich kam, saßen zwei Aerzte vor seinem Bette, „Faciamus experimentum in anima vili," sagten sie, und er verstand glücklicherweise Latein, stand auf und wandelte. Raisonniren können alle, die Krankheit recht gelehrt erklären, aber Heilen ist die Hauptsache. Ich bedaure Kranke, die einem Arzt in die Hände fallen, der zugleich Hochlehrer seiner Kunst ist, diese experimentiren so gerne, als jene Italiener. In Städten hängt der Ruf eines Arztes meist vom Zufall ab, und ist der höchst zweideutige Ruf begründet, so ist keine Zeit zum Weiterstudiren — Geld, Geld, Geld! Der alte, feierliche Doctor in Allongenperücke, Degen und Treffenkleide, der bloß nach dem Pulse griff, nachdenkend schwieg und dann ein Recept schrieb, ist längst verschwunden, an seine Stelle der galante mit allen Stadtneuigkeiten vertraute Adonis getreten, was auch so viel nicht auf sich hat, da die höhere Welt eine gewisse Größe darin sucht, sich vornehm hinwegzusetzen über des Arztes Verordnungen, wie über andere Dinge. Einem alten Arzte hatte der Tod aus Dankbarkeit versprochen, ihm vor jedem

Krankenbette zu erscheinen, am Haupte des Kranken, wenn er sterbe, zu Füßen aber, wenn er genese, und der Arzt wurde steinreich; endlich aber mußte er sich selbst niederlegen und der Tod erschien zu Häupten. — Da warf sich der Arzt schnell herum, und der Tod rief: „Ein Narr, der einem Doctor traut!"

Aerzte können sich aber, wenn sie Menschenfreunde sind, auf eine Art nützlich machen, die schöner wäre, als alle ihre Kuren, sie sehen Große und Reiche zu Stunden, wo diese am ersten einsehen, daß sie arme Sünder sind, wie wir Andern — die Krankheit, ein trefflicher, moralischer Arzt kommt ihnen schon auf halbem Wege entgegen. Sie sollen keine Leibärzte sein, wie zur Zeit, Papst Hadrians VI., bei dessen Tode das Volk seine Hausthüre mit Blumen schmückte: Liberatori patriae, auch keine Dr. Sänftl, der seinem Kurfürsten Max von Baiern statt eines Brechmittels ein Muttergottesbildlein zu schlucken gab — sie sollen es nur nicht machen, wie Zimmermann, der Friedrich stets schmeichelte, um sich recht lange zu halten, selbst zur nachtheiligen gewürzreichen Polenta schwieg, statt zu rufen: Tod in ihren Töpfen!

Ludwig des XV. Leibchirurg dachte edeler: „il faudra enrayer sagte ihm der alte Sünder: Non Sire, erwiderte jener, il vaudroit mieux dételer. Aerzte haben in diesem Augenblick große Gewalt, wenn sie sich nur halb zu benehmen wissen, Ludwig weigerte sich einzunehmen. „Ich befehle es, rief der Leibarzt — große Augen! — Ich befehle es, damit Ew. Majestät uns noch länger befehlen mögen, und er nahm die Arznei. Wie nützlich kann sich nicht ein beliebter Hofarzt machen, wenn er die Spitäler im Auge hat, wo der Kranke so oft zwischen Rohheit und Habsucht in der Mitte liegen muß! Noch seltener sind Leibärzte, wie der brittische Doctor Mead: sein Freund Freind, der sich gegen das Ministerium erhob, wurde eingekerkert, Mead

weigerte sich zu dem krankgewordenen Minister zu gehen, Freind wurde frei, der Minister gesund, und Mead — der edele Mead stellte seinem Freund sogar fünftausend Pfund zu, die er indessen von den von ihm besorgten Patienten eingenommen hatte!

Luther nennt in seiner Manier die Aerzte Herrgottesflicker, ob diese Herrrgottesflicker aber mit jener Geradheit und Offenheit in Deutschland Glück machen würden? Die Welt will betrogen sein, und Quacksalberei, Galanterietinktur, Jungfernessig ꝛc., das einst berühmte Eau de Willars, das hundert und fünfzig Jahre langes Leben machen sollte pourvû qu'on fut sobre — reines Seinewasser mit Salpeter, die Flasche sechs Pfund, füllen weit eher den Beutel, als das gründlichste Wissen. Wie viel hält nicht der gemeine Mann auf Uringucker, auf Aderlassen und Purgiren, wie der vornehme Pöbel auf Präservative, Bäder, Mineralwasser, die allenfalls die Säfte verdünnen, wie jedes Wasser, und nebenbei die Zunge kitzeln und die Langeweile vertreiben. Die beste Präservative ist eine gute Lebensordnung. Müssen nicht Aerzte, vorzüglich bei Damen, die auf die Frage: wie stehts mit ihren Augen? antworten können: Der Herr Hofrath versichern mich, daß ich schon weit besser sähe, Charlatane werden, die meisten wollen lieber in die Hände der Menschen fallen, als in die der Natur, aber auch letzteres kann wieder auf ein anderes Extrem führen, wie unser Möser, der bis in sein vier und siebenzigstes Jahr eigensinnig Aerzte und Arznei von sich stieß, im Vorgefühl des Todes rief er: ich habe den Proceß doch verloren! — Die Welt will betrogen sein. —

Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß sich schickt die Welt hinein!

Die Kunst Aeskulaps besteht aus vier Zweigen,

Physiologie, Pathologie, Semiotik und Therapeutik — der wichtigste aber ist oft Charlatanerie (was vom scharlachenen Doctorsmantel, nach anderen vom italienischen ciorlare [schwatzen] nach dritten von dem ersten fahrenden Arzt zu Paris Latan herkommen soll, wenn man ihn kommen sah, rief man voilá le char de Latan), ohne welche der beste Arzt so wenig fortkommt, als der Schiffer ohne Wind. Außer obigen Kenntnissen verlangt unsere Zeit auch noch Chemie und wem fehlt die Scheidekunst, als einem Arzt, der Seele und Leib zu scheiden versteht? doch die Entschuldigung bleibt jedem:

Non est in medico semper relevatur ut aeger
interdum docta plus valet arte malum.

Die Welt will betrogen sein. Männer, die mit einer Dame nachstehenden Deutschmichels Dialog abhalten. „Ach ich bin so müde," „das kommt von der Reise," „keinen Appetit!" „Sie müssen weniger essen," „keinen Schlaf," „stehen Sie nur recht früh auf," „es liegt mir in allen Gliedern," „gehen Sie mehr spazieren," „vorzüglich im Kreuze," „Sie müssen weniger hm — hm," (es war schon viel, daß er die Sache nicht mit ihrem Namen nannte) „der Wein macht mich träge," „trinken Sie Wasser," „ich leide an Unverdaulichkeiten," „mehr Diät! Diät!" „ich verspüre immer ein gewisses Jucken," „Sie müssen da kratzen," „mein Gesicht wird schwach," „dafür ist die Brille," „selbst mein Gehör," „nun, Sie müssen ja nicht Alles hören," „ich selbst werde immer schwächer," „Sie altern," „o was! gehn Sie!" „Sie wissen keine Mittel?" „Sterben." Solche Wahrheitstölpel werden bei solchen Uniformen nur einmal gerufen. Jener Marktschreier aber hatte für Alles die besten Mittel selbst Wundertropfen für das membrum virgilii.

Die wahre aurea Praxis besteht in der Kunst der Phantasie des Kranken zu schmeicheln, was jener Arzt verstand, der

einem über die allzufrühe Niederkunft seiner Frau etwas unruhigen Mann sagte: „Das ist mit dem ersten Kinde sehr oft der Fall, nachher geschieht es nie wieder," der Mann war ruhig, wie der Bauer, dem der Doctor bloß Aqua benedicta Rulandi (Brechwein) verschrieben hatte. „Aber wird das helfen? es steht ja fast nichts auf dem Papiere da?" jener verschrieb ein vollständiges, griechisch-lateinisch-deutsches Recept, der Bauer lächelte, und legte statt funfzehn Kreuzer, mit Freuden dreißig Kreuzer hin. Beim Arzt kommt mehr auf Glauben als Wissen an, Jesus sagte bei einer seiner Kuren: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Die Muselmänner sagen daher von einem glücklichen Arzt: er hat den Hauch des Isa, (Jesus). Stehe auf und wandle konnte der Meister sagen, aber seine Jünger konnten doch immer den Rath geben: Sei gesund und— sündige hinfort nicht mehr!

Aber solche alte Einfachheit paßt nicht zur goldenen Praxis — es ist besser umgekehrt die Krankheit gefährlicher zu machen, als sie ist, oder wenigstens im stillen Ernst zu achseln. Zu Paris verschaffte sich ein Sohn Aeskulaps ungeheuren Ruf, daß er bei Gesandten und Fremden eine Karte abgab médecin du corps diplomatique, ein anderer pflegte seinen Bedienten im Wagen in viele angesehene Häuser zu schicken, um sich selbst da suchen zu lassen, ein Marktschreier aber übertraf beide noch, er sahe einen berühmten Arzt die Straßen heraufschreiten, sagte den Umstehenden, daß auch dieser große Mann seine Arzneien billige, und rief: nicht wahr! Herr Hofrath mundus vult decipi. Ja wohl! Ja wohl! sagte der Arzt vorübereilend, nun wandte er sich zu seinen Kunden. Da seht ihr! das schönste Wappen solcher Herren wäre die Ente mit den Worten: quack, quack, quack!

In großen Städten sind Tausende nur aus Mode oder Langeweile krank, vorzüglich das schöne Geschlecht, darunter die

schlimmsten Damen, wenn sie die Maladie de quarante ans bekommen, und die Hohen, die an der Maladie de Cour oder Ambition rentrée darnieder liegen, da muß der Arzt mehr Psychолog als Physiolog sein. Ein solcher war der Arzt, der einer in Ungnade gefallenen Dame die Moral Gellerts empfahl, und einem gestürzten Minister rieth, sich noch exiliren zu lassen. Da ist aurea praxis — manchmal mischt sich aber ein Unbefugter ein, bittet den Herrn Doctor zu seiner kranken Frau, statt derselben aber sieht er einen leeren Beutel, und zwei Pistolen. Hier ist meine kranke Hälfte, stärken Sie sie, wo nicht, so muß ich Ihnen die zwei Bleipillen eingeben. In Paris und London ereignen sich wohl solche Scenen, und London scheint mir aber doch das Paradies der Doctoren und Apotheker zu sein. In großen Städten ist schon der Besuch des Hausarztes eine Art Zeitvertreib, und er hat oft mehr Kenntnisse der Stadtneuigkeiten, als der neuen Bücher seines Fachs, und eifersüchtigen Frauen will ich rathen, keine praktischen Aerzte zu heirathen. Zimmermann war ein ungemein beliebter Arzt durch Persönlichkeit, wie durch Geist, Kenntnisse und Ruf, und man sollte in der That bei der Wahl dieses Standes so gut auf das Aeußere sehen, als bei der Wahl der Diplomaten und in der katholischen Kirche bei Priesterwahlen, und sodann auf feine Sitte und Weltton. In großen Städten müssen viele Aerzte sein, wo Leute gleich nach ihnen schicken, wenn ein Wind den Ausweg nicht finden kann oder das zu viel Genossene — wenn sie sich in Finger geschnitten haben. Gott, es wird doch keine Gefahr haben? fragte ängstlich ein solcher Verwundeter, als der Chirurg seinen Burschen fortschickte. Ja wohl, denn wenn der Junge nicht recht läuft, so heilet die Wunde von selbst. Aber das Land, wo Natur waltet, möchte leicht mit producirten und unproducirten Wehen der dritten Facultät verschont bleiben können, die Natur ist sein Arzt, der schwarze

Hollunder die Hausapotheke, wie Wachholder das beste Rauchwerk — Sauerkraut auf die Fußsohle hat schon gegen die Hitze geholfen, und vom Podagra, wenn es sich je aufs Land verirrt, heilen Erdbeeren, wie gegen Schleimhusten Gundelreben. Gar viele delicate Städter essen so wenig als Carnaro, wägen ihre Ausdünstungen, wie Sanctorius, gucken ins Taschentuch und in die Gefäße der Unehren, so oft sie solche gebrauchen, leben fast von Pülverchen und Pillen und machen die aurea praxis.

Man kann in Fälle kommen, wo man den Tod wünscht, und die Vernunft nichts zu sagen hat, aber wenn der Befreier nahe ist, zittert doch der Instinkt, und wünscht Aufschub, Selbstmord ist in der Regel Entrüstung, Affect Wahnsinn, Gleichmuth aber bei dem Schritt den alle thun müssen, und selbst der Herr Doctor ist veredelter Natur. General Hoche bat seine Freunde um sein Sterbelager, dem Arzte die Verse aus der Précaution inutile vorzusingen:

Votre savoir, mon camarade,
est d'un succès plus général
car s'il n'emporte le mal
il emporte au moins le malade;

und Kleist schreibt den Tag vor seinem Ende in das Stammbuch seines Arztes: Innumerabiles morbos miraris? medicos numera, was eigentlich bei Juvenal Coquos heißt, und diese Coqui Juvenals bringen mich in die lateinische Küche, nach den Apotheken. Doctor und Apotheker verhalten sich wie Chef de Cuisine und Cuisiniers, und sind beide Anverwandte oder gute Freunde, so darf sich der Gast auf die reichste und kostbarste Küche gefaßt machen, und ist noch glücklich, wenn der Koch Botaniker ist, und seine Kräuter nicht bloß von Kräuterweibern besorgen läßt. Man hat die Apotheker auch Neun und neunziger genannt, weil sie neun und neunzig Procent nehmen sollen — einer derselben aber

bewiesen, daß die Buchstaben im Worte Apotheke nach Zahlen A. I, p, cs etc. gerade 99 machen, und es war boshaft von jenem Herrn Bürgermeister, der die Häuser numeriren ließ, und es so einrichtete, daß gerade auf die Apotheke Nr. 99 kam. Nur die ruchlosen Ostindienfahrer, die das Gesetz, welches will, daß bei hundert Seelen ein Schiffsprediger sein soll, umgehen, und nur 99 laden, sind wahre Neun und neunziger!

Sonst führten die Herren gar sonderbare Dinge in ihren Büchsen, wie hätte sonst Paulini seine heilsame Dreckapotheke 1687 schreiben können? Dreck von allen Gattungen, Urin, Nachgeburt, Gewürme, alle möglichen Thiertheilchen wohlgepulvert, das theure Horn des Narbal diente gegen alle Gifte und Ansteckungen, Vipernbrühe gegen Entkräftung, und gegen Unfruchtbarkeit Bockshoden. Noch imponiren Apothekerspeisen und Getränke durch ihre lateinischen Namen: Aqua fontana, Spiritus rectificatissimus, Tartarus tartarisatus etc., und es war offenbar ein übelgelaunter Kranker, der über eine Apotheke schrieb:

Hic venditur
Catharticum, Emeticum, Narcoticum,
et omne quod exit in Um
praeter
Remedium.

Die Apotheker Medicis brachten es bis zu toscanischen Herzogen — Achtung! woher es vielleicht rührt, daß die Gehilfen des Apothekers noch heute Subjecte heißen. So weit können sie es nicht mehr bringen, aber ein schwäbischer Pillenmacher meiner Zeit brachte es doch auf zweimalhundert tausend Gulden. Ich weiß nichts, Gott sei Dank! von ihrer Wirkung zu sagen, will aber doch gelegentlich bemerken, daß das griechische Wort Pharmakon zwar Arzneimittel, zunächst aber Gift bedeute.

Chirurgen, deutsch Handwerker (was χειροουργεῖν beim Cyniker Diogenes bedeute, findet man im Diogenes Laertius) daher der lateinische Ausdruck des Mittelalters in der That besser ist, medici plagarum. Mit Vergnügen spielt man mit einem Damenetui, aber eiskalt läuft es über die Haut, wenn ein Chirurg sein Etui vor den Augen des Verwundeten auskramt. Aber mit Vergnügen höre ich von Thierärzten, als Beweis, daß wir bereits menschlicher gegen Thiere geworden sind, unsere Ernährer und Freunde, und so will ich auch dem Thierarzte, der mich fragte, woher der Name ars veterinaria komme? nach dem ich selbst erst nachschlagen mußte, antworten: Die Alten nannten die Last- und Zugthiere animalia veterina von vehendo und ein Marschall hieß im Mittelalter Veterinarius. Thierärzte haben ein schwierigeres Geschäft als Menschenärzte, die Thiere können nicht reden und sagen, wo es sie quälet, doch auch wieder nicht klagen, wenn der Arzt sie quälet. Als Anhang kommen die medici Barberii, Barbiere — aber gehören sie denn wirklich in diese Facultät? Jeder sollte sich den Bart selbst abnehmen.

Wenn jener Chirurgus einem Manne, der sich am glühenden Ofen das landesherrliche Wappen nebst der Jahrzahl **1750** auf den Hintern gebrannt hatte, erklärte, der Schaden sei schon zu alt, um geheilt zu werden, so gab es dafür wieder kühne Helden, die ohne alle Instrumente heilten, Lahme durchpeitschten und verrenkte Glieder durch ihre kräftige Hand — Ertrunkene auf den Kopf stellten, und Vollgefressene herumrollten wie ein Faß. Die Chirurgie hat so große Fortschritte gemacht, als die Arzneikunde, aber Gott bewahre jeden braven Mann vor einem Chirurgen, wie der, der weit in der Welt herumgefahren war, und daher viel Welt hatte, aus seinem Hinterthürchen nächtlicher Weise herausschlich, einem Vorübergehenden die Knochen zerschlug und dann gravitätisch aus der Vorderthür trat, um

sie wieder einzurichten. Einer der berühmtesten Chirurgen ist wohl L'Estocq, ein Hanoveraner, der recht eigentlich Elisabeth auf den russischen Thron setzte, der reichlich bezahlt, aber zuletzt geknutet und nach Sibirien geschickt wurde. Die Kaiserin dachte nicht, wie die Marquise de Villaneuf, welche die Ungeschicklichkeit eines Chirurgen in ein früheres Grab brachte. „Sie können Ihren Ruf verlieren, ich hinterlasse Ihnen eine Pension!" Großmüthige seltene Seele! Dorfchirurgen sind kühne Männer, aber je mehr sie mit griechisch-lateinischen Worten um sich werfen, das dat Galenus opes übersetzen: Galen verschreibt Opium, und versichern, daß alle Schmerzen bestimmt fort sein würden, so wie einmal die Dolores hingeschafft sein, desto mehr mag man sich hüten. Jener französische Chirurg sagte voll Zorn einem Officier, der seine Wunde scarificirt haben wollte: Sacre Dieu! croyez vous, que je ne sache ce que c'est sacrifier? j'ai sacrifié déjà bien des personnes!"

Es war ein Dorfchirurg, der dem großen Condé zur Ader ließ: mais ne trembles tu pas de me saigner? Ma foi Monseigneur c'est à Vous à trembler, und man muß ihm Recht geben. Man ist ganz in der Hand des Mannes, der mit dem schärfsten Messer um Nase und Gurgel flankirt, und Podiebrad war mit Recht bange, als ihn ein solcher fragte: „in wessen Händen ist jetzt Böhmen?" Ein seltener Chirurg war wohl Tagliocotto, der künstliche Nasen aus dem Hinteren schnitt, oder mit der Stirnhaut zurecht machte.

Die sympathetische Schnauze klebte
so lange Vater Poder lebte,
doch streckt sich der auch in das Grab,
dann fiel die Nase gleichfalls ab.

Cospetto! rief ein Italiener, als er von der Kunst des Tagliocotto hörte, é ben capace de rimembrar un povero Abelardo!

Um die Bart- oder Fellscheerer dürfte sich doch eine Hochlöbliche Polizei etwas mehr kümmern, die häufig über Quacksalbereien selbst ihre Scheermesser vernachlässigen, so daß man sagen muß: si vous rasez, vous rasez bien durement, mais si vous écorchez, c'est bien doucement, während die hellen Thränen über die Wangen laufen. Und dann die Langsamkeit mancher, denen schon die Hand zittert!

Herr N. rasirt auf seltene Art,
bis er sein Messer schleifet,
Kinn, Hals und Wange seifet,
den Strich- und Widerstrich vollführet,
und meisterlich politisirt
wächst schon der zweite Bart!

Am Besten man rasirt sich selbst, so braucht man sich nicht fremde Hände, die Gott weiß wo zuvor andere Dinge abthaten, im Gesicht herumfahren, einem alles vor dem Munde wegnehmen zu lassen. Selbstrasiren ist zugleich eine kleine Zerstreuung, macht aufmerksam auf sich selbst — man kann sie vornehmen, wenn man will — und ist selbst Schuld, wenn man seine Messer vorüberziehenden Scheerenschleifern anvertraut, und solche schlechter zurückerhält, als sie waren; dann ist man sicher, nicht in den Mund geschnitten zu werden, wie einer meiner Freunde, als ich ins Zimmer trat und er lachte, — er zürnte, lachte aber wieder, als ich dem Barbier sagte: Glauben sie denn, er habe Haare auf den Zähnen?

An gewissen Orten sind die Herren Barbiere die innigsten Vertrauten derer, die noch wenig Bart haben, und sich barbieren lassen, um Bart zu bekommen.

In Frankreich war es recht löblich die Ordnung des Kopfes nur einer Person zu überlassen, Friseur und Barbier waren in einer Person, wodurch alle Collision des Barbiers mit dem wichtigern Chirurgen von selbst wegfiel, und in Ostindien bringen auch die Barbiere, Augenbraunen, Nägel

von Händen und Füßen, und selbst die Ohren in Ordnung, was auch Rücksicht bei uns verdiente, denn gar Viele denken nicht eher an Abschneidung der Fußnägel, bis sie Strümpfe durchbohrt haben und der Schuh zu enge wird, und Viele hören bloß schwer, weil sie keine Ohrenbarbiere haben. Indessen, wenn wir uns wie im Orient den Bart, die Zierde des Mannes, den die Natur gab, stehen ließen, brauchten wir die Herren nicht, die den Lichterziehern mehr oder weniger gleichen, deren Meisterwerke eine Thräne um die andere fallen lassen, und so glimmen, daß man nichts mehr sieht; mit gepulvertem Bimsstein kann man sogar Messer, Seife und Wasser entbehren. Die Mode verlangt aber einmal: kein Bart! und so mag es auch Barbiere geben, sind auch die Barbierchirurgen seltener geworden, die aus der Litaney das:

In Krieg, Hunger und Wassersnoth
bewahr uns lieber Herr Gott!

wegließen, und dafür beteten:

Beinbrüch' und Quetschungen bescheere
uns zum Frommen, dir zur Ehre!

Jener Barbier, den der Franzose nicht wenig aushunzte, als dieser auf die Seife spuckend ihn einseifen wollte, hörte, daß nur Honoratiores so behandelt würden, gemeinen Leuten aber geradezu ins Gesicht gespuckt und dann die Seife eingerieben werde. Dieser Barbier war vielleicht derselbe, der ein armes Bäuerlein — um Gotteswillen rasirte, aber so, daß jener, da gerade der Hund brüllte, fragte: Wird der auch vielleicht um Gotteswillen rasirt? jenem aber, der unentgeltlich klystirte, sagte doch der Kranke: Gott gebe es Ihnen dreifach wieder! Selten sind die humoristischen Britten, die, wenn sie rasirt und dabei geschnitten werden, doppelt zahlen. „Hier fürs Rasiren und hier für die Aderlässe," es giebt Deutsche, die dem Dorfbarbier sechs Kreuzer geben, und eben so viele Ohrfeigen. Seit die Duelle und Prügeleien

seltener geworden sind, wie die ständigen Aderlaß- und Schröpftage, sind die Herren mit der Messingflasche und dem grünen Portefeuille unterm Arm übel daran, und noch weniger macht man sie in Rußland zu Collegienräthen und Collegienassessoren; sollten wir ewigen Frieden bekommen, und wieder Bärte tragen, so sind die Leutchen zu bedauern, wie die Perückenmacher und Friseure, und Alle, die bloß von der Thorheit Anderer leben.

Es ist ein großer Fortschritt unserer Zeit, daß Barbier und Chirurg nicht mehr für Eins gelten, und um dieß ganz zu würdigen, muß man auf dem Lande gelebt haben — gar viele Barbier- oder sogenannte Baderscuren glichen der alten Manier Grindköpfe zu heilen — ein tüchtiges Pechpflaster darauf und dann mit einem Ruck Pflaster und Grind vom Kopfe! Mit Blutigeln mag es manchmal so gestanden haben, indessen fand man einst einen Landmann, der ins Wasser ging, um sich zur Ersparung der Aderlässe, von Blutigeln bedienen zu lassen, todt, überdeckt von diesen Würmern. Jener Dorfbarbier, den das Amt nach dem Walde sandte, um Einem der sich erhängt zur Ader zu lassen, gehorchte auf der Stelle, ließ aber den Mann immer baumeln, und meldete: daß nichts mehr zu machen gewesen, solche Leute müßte es auch geben, um das Handwerk selbst dem Volke verächtlich zu machen, das noch den Aberglauben hatte, es sei gut, dem Verstorbenen das Messer, womit er zuletzt rasirt worden sei, mit in den Sarg zu geben, was ein gutes Accidens war und das beste Mittel, alte schlechte Scheermesser noch gut an Mann zu bringen! Im Tom Jones sagt der Barbierchirurg Benjamin: Ein Barbier mag lachen machen, aber ein Chirurg macht — schreien" — ist folglich eine ernstere Person. Am besten scheinen sich noch die Herren Hebammenmeister, Accoucheure, zu stehen, denn die Weiber werden hoffentlich nicht aufhören, niederzukommen, und es wäre gegen allen Anstand und Mode

allein niederzukommen, wie eine Wildin. Jener Senftenträger zu Wien, der eine Carolin zahlen mußte, rief: Wos! eine Carlin! i trog den wamlichsten Hausherren für einen halben Gulden eine Stunde! eine Carolin für ein Kind, und so kurzen Weg? Die Alten kannten schon diese Herren, aber bei uns widersetzte sich lange die Schamhaftigkeit, und die Sache hat viel für sich; besondere weibliche Aerzte für weibliche Krankheiten und Gebrechen wären sogar zu wünschen, die Schamhaftigkeit verbirgt sie vor Männern, tausend Schwangeren hat Scham zur Unzeit schon die Grabesthür geöffnet, und die Weltthüre den Kindern verschlossen, obgleich sie wieder den ersten Accoucheur schuf, indem man durch keine Hebamme die Schwangerschaft der La Valière verrathen wollte. Indessen, wenn wir die Vorurtheile so vieler Hebammen bedenken, die manchen Dümmling auf dem Gewissen haben, dessen Köpfchen sie hüsch rund drücken zu müssen glaubten, und an dessen Näschen sie auch allerlei zu zupfen hatten, so daß ihre herkömmliche Versicherung: „Aber das Kind ist dem Papa wie aus dem Gesichte geschnitten,“ noch das vernünftigste ist, weil es zum Frieden dient, so wollen wir immer die männlichen Geburtshelfer vorziehen, wo es Noth thut, hat ja unsere Zeit auch Säugammen, wenn gleich keine die Mutter zu ersetzen vermag, und Ludwig XIV. gar vier, der mit Zähnen zur Welt kam, die erste, zweite und dritte wegbiß, bis die vierte allerunterthänigst dem kleinen Beißer einen tüchtigen Klatsch auf den Hintern zu geben wagte, was bei den vielen Kriegen, die der bisherige Junge als König anfing, freilich noch besser gewesen wäre. Der beste Geburtshelfer wäre die Kröte. Wenn das erste Ei des Weibchens zum Vorschein kommt, umklammert es solches, faßt den Faden, ein Ei am andern, bis das ganze Paternoster herausgezogen ist. — Da aber nur ein Napoleon in den Menschen Kröten sehen konnte,

so sind wir für die Herren Accoucheure, mag auch wahr sein, was der Lateiner vom Demas sagt:

Quas bona pars hominum muliebri condit in antro
ex illo Demas eruit unus opes.

Zahllos ist die Menge derer, die gutächtlichen Rath ertheilen, und zum Hinterthürchen zu dem Kranken eingehen, geistliche und weltliche Schäfer, abgedankte Feldscheerer und Jäger, Abdecker, Scharfrichter, Monddoctoren, Urinpropheten und vorzüglich alle Weiber und gar viele Gelehrte, die alle Bücher durchlesen zu müssen glauben, und so auch medicinische, dann Doctoren an sich, was man sich gefallen lassen kann, aber auch an Andern, und gemeinlich den Fleck neben das Loch setzen. Gefährlich sind die Zahnärzte oder fahrenden Dentisten, die selbst mit dem Degen Zähne ausnehmen können, wäre es auch nur wegen des Sprichwortes: Er lügt wie ein Zahnarzt, noch gefährlicher aber und schlimmer die Olitätenkrämer, die abtreibende Tränkchen führen. Uralt und wahr ist das Epigramm:

Fingit se medicum quivis idiota profanus
Judaeus, Monachus, Histrio, Tonsor, Unus.

Ein mir wohlbekannter Urindoctor, der ungeheuren Zulauf hatte, ließ die Patienten durch seine schlaue Frau ausforschen, lauschte im Nebenzimmer, und ging dann gravitätisch heraus, vertieft in seine Studien, besahe den Urin, sprach nur vom Patienten, bis der Urinthor von einem Er oder Sie oder Es sprach, holte ihn ganz aus, und dann weissagte er — ging es falsch, so hatte man ihm keinen tauglichen Urin gebracht, oder zu lange stehen lassen. Der Kerl wurde reich, die ganze Umgegend war sein, der Bauer brauchte nur ihn zu zahlen, und ersparte Rittlohn und Recept. Solche Kerls dachten gar nicht an die sechste Bitte, die alle Empiriker täglich mitbeten können: Führe uns nicht in Versuchung (εἰς πειρασμὸν), aber die Polizei hätte

daran denken sollen. Gleich gefährlich sind die herumziehenden Augendoctoren oder Oculisten (man muß sie meiden wie die durchziehenden Scheerenschleifer), der berühmte Flötenspieler Dulon kam durch einen solchen um seine Augen, vielleicht wäre er ohne dieses Mißgeschick der berühmte Flötenspieler nicht geworden, aber er machte das Epigramm:

Viel wüßt' ich eben nicht zu nennen,
die Blinde sehend machen können,
doch Sehende, die hat schon mancher blind gemacht,
auch mich hat so ein Schuft um das Gesicht gebracht!

Die Welt ist stets neugierig, veränderlich und leichtgläubig gewesen, und so wird es auch stets mehr Quacksalber geben, als gründliche Aerzte, und ihre Windbeuteleien stets tiefern Eindruck auf den großen Haufen machen, als der solide Doctor. Cagliostro's kleine Fläschchen: Wundereſſenz zum Vergnügen, gingen theuer und reißend ab, die Zofe einer Prinzessin soff ein solches Fläschchen rein aus, als Liqueur, und da diese nach Hause kehrt, lange klingelt, endlich sich selbst zu entkleiden anfängt — siehe! da hüpft auf der Toilette ein fingerslanger Embryo herum — es war ihre verjüngte Zofe! Einfache erprobte Hausmittel sind mehr werth, als hundert gelehrte Theorieen über die Krankheit, und manches hat schon die gelehrtesten Aerzte beschämt, das Wilde oder alte Weiber erfunden hatten. Verdanken wir nicht die Impfung den Weibern Circassiens, die von schönen Töchtern leben müssen, und die besten Mittel gegen Fieber und Schlangenbiß den Wilden? Wir haben viele Mittel gegen das Schluchzen, und während es die Doctoren sehr gelehrt erklären, sagt die Hausmutter: Lege die beiden Nägel der Daumen unter die beiden Nägel der kleinen Finger, tief aber bis zum Schmerz. Man athmet tief, und ein Krampf vertreibt den andern. Und wie viele Krankheiten könnten wir uns nicht aus dem Sinne schlagen,

oder vergehen, verfasten, verschlafen und verbeißen, wie die Soldaten auf der Parade den Husten.

Ungeachtet Allem aber bleibt ein solider Arzt ein wichtiger Mann, denn Gesundheit und langes Leben ist Naturinstinct, und Wunsch Aller, der Rechtsgelehrte soll Mein und Dein erhalten, aber was hilfts ohne Gesundheit? Der Theologe, wenn er auch von nichts als der ewigen Seeligkeit spricht, sucht doch möglichst der Zeitlichkeit zu genießen in diesem Jammerthal. Welch ein Glück, daß die Gesundheit nicht käuflich ist, nicht einen Gran würden Arme bekommen, christliche und jüdische Juden würden Alles aufkaufen, reiche Schwelger und hoher Adel, aber so hat sie der Arme umsonst, und gewöhnlich im beneidenswerthen reichsten Maaße. Gesundheit ist die wahre Einheit, die erst den Quellen des Lebens Werth giebt, daher die einfachen Alten alle ihre Briefe stets mit *ὑγιαινέιο* und Vale endeten, ja sogar für erlaubt hielten, das Leben willkührlich zu enden, das ohne Gesundheit war. Nur Kirchenväter konnten einen kränklichen Zustand für geschickter zum heiligen Leben halten, der indessen manche Tugend in der That erleichtert, daher auch Kränkliche oft länger leben, als Kerngesunde. Epikur's *δονη* ist Existenz ohne Schmerz, oder negative Wollust, und ich setze solche schon darin, wenn man nie einen Arzt nöthig hatte, wofür ich den Göttern danke.

Mens sana in corpore sano ist das größte Erdenglück, was richtiges Anfüllen, und richtiges nur nicht zu häufiges Ausleeren am Besten befördert. Armstrongs Lehrgedicht, „die Kunst immer gesund zu sein," ist die schönste Poesie, weit mehr als die Messiade, und Hufelands Kunst das Leben zu verlängern, die beste Prosa; wird man aber doch krank, so ist die Maxime Doctor gravis brevis, longus levis mehr als alle Maximen Kants, so wie die Maxime der Platten: Lat de achter Post oben stan, un den Doctor syner Wege gan, —

selbst der Hanswurst verdient gehört zu werden, der seinem kranken Kameraden auf die Frage: Was soll ich nehmen? erwiedert, dich in Acht!

Freude, Mäßigkeit und Ruh'
schließt dem Arzt die Thüre zu.

Bruchstücke über die Arzneikunde Mohammed's

von Hammer-Purgstall.

Aus dem fünf und fünfzigsten Buche der Sammlung der Ueberlieferungen Bochari's von den Arzneien.

---

1) Daß es für alle Krankheiten Heilmittel gebe. Der Prophet hat gesagt: Gott hat keine Krankheit gesendet, ohne zugleich das Heilmittel derselben zu senden.

2) Ob der Mann das Weib, und das Weib den Mann heilen dürfe. Rebii, die Tochter des Moawwis Ben Afra, erzählt: Wir zogen mit dem Propheten in den Frohnkampf, gaben den Leuten zu trinken, und schafften die Todten und Verwundeten nach Medina.

3) Von der Heilung durch drei Dinge. Der Prophet sprach: Die Heilung liegt in drei Dingen: im Honigtränklein, im Schröpfen und im Brennen (Cauterium); ich verbiete das letzte aber meinem Volke.

4) Von der Heilung durch den Honig. Der Prophet sprach: Wenn in euren Arzneien irgend etwas Gutes so liegt dasselbe in der Bedingung des Schröpfens, in dem Tranke des Honigs, oder in dem Brennen mit Feuer; das

letztere aber liebe ich nicht. Ein Mann kam zum Propheten und sagte: Mein Bruder klagt seinen Bauch; Gieb ihm Honig zu trinken; er kam zum zweiten Male, und der Prophet sprach: Gieb ihm Honig zu trinken; er kam zum dritten Male, und der Prophet sprach: Gieb ihm Honig zu trinken; er kam zum vierten Male, und der Prophet sagte: Gott spricht die Wahrheit, und der Bauch deines Bruders lügt; er gab ihm noch einmal Honig, und er gesundete.

5) Von der Heilung durch Kameelmilch. Anis erzählt, daß Leute, die krank sich an den Propheten wandten, und denen er Kameelmilch zu trinken befahl, dadurch gesundeten.

6) Von der Heilung durch Kameelurin*). Nach demselben wird erzählt, daß Leute, die krank sich an den Propheten wandten, der ihnen sich an das Kameel zu halten befahl, daß sie dessen Milch und Urin tranken, und gesundeten.

7) Von dem schwarzen Korne (semen melanthis). Aische erzählt, daß der Prophet gesagt: Im schwarzen Korne ist Heilung wider alle Krankheiten, ausgenommen wider den Sam; ich fragte: was ist denn der Sam? und er sprach: Der Tod**).

8) Von dem Milchmus (Telbinet)***). Das Telbinet, sagte der Prophet, erleichtert das Herz des Kranken, und nimmt ihm einen Theil seiner Traurigkeit.

---

*) In der Inhaltsanzeige im LXXVIII. B. der Literatur, S. 16., Nr. 2971, durch Druckfehler Kameelhaare statt Kameelurin.

**) Diese Bedeutung fehlt in Freitag's Wörterbuche sowohl, als die von Sum als Gold in Barren.

***) Telbinet, welches im Kamus III., S. 699, als ein Gemisch von Mehl, Milch und Honig erklärt, welche Erklärung in Freitag's Wörterbuche IV., S. 83, fehlt.

9) Von dem Schnupfkraute. Ibn Abbas erzählt, daß der Prophet sich schröpfen ließ, dem Schröpfer seinen Lohn gab, und dann schnupfte.

10) Von dem indischen*) Kostus. Omm Kais, die Tochter des Mohßin's, erzählt: Ich habe gehört, daß der Prophet sagte: Haltet euch an die indische Aloe, denn dieselbe hat siebenfache heilende Kraft, denn man schnupft den Abfall derselben, und man giebt sie wider Seitenstechen ein.

11) Von der Zeit des Schröpfens. Ibn Abbas erzählt, daß der Prophet sich schröpfen ließ, wenn er fastete.

12) Vom Schröpfen auf der Reise und beim Umbinden des Pilgermantels. Nach Ibn Abbas wird erzählt, daß sich der Prophet schröpfen ließ, als er zur Vollziehung des siebenmaligen Umgangs um die Kaaba den Pilgermantel (Ihram) umnahm.

13) Das Schröpfen selbst ist ein Uebel (weil dafür bezahlt werden muß). Anis Ben Malik, welchen man um den Lohn des Schröpfens fragte, sagte: Der Prophet ließ sich von Ebu Taijbet schröpfen, und gab ihm zwei Scheffel Speise, und sagte dann zu seinen Freigelassenen: Dies (die zwei Scheffel) ist eben so gut, als wenn ihr Schröpfen oder indischen Kostus als Arzneimittel gebraucht hättet.

14) Vom Schröpfen auf dem Kopfe. Abdallah Ben Bahinet erzählt, daß der Prophet sich auf dem Wege nach Mokka, als er den Pilgermantel umgebunden, sich mitten auf dem Kopfe schröpfen ließ.

15) Von dem Schröpfen auf der einen Seite des Kopfes wider Kopfweh. Nach Ibn Abbas wird erzählt, daß sich der Prophet nach umgebundenem Pilgermantel auf einer Seite des Kopfes schröpfen ließ.

---

*) In den Jahrbüchern der Literatur, Nr. 2957. durch Druckfehler medischen.

16) Von dem Scheeren des Kopfes. Nach Kaabol-achbar (die Kaaba oder der Cubus) wird erzählt: Als der Prophet nach dem Frieden von Hodeibet bei einer Hürde vorbeikam, war mein Kopf mit Läusen behaftet; er sagte: Deine Insecten belästigen dich; er sagte: Laß dir den Kopf scheeren, schweige durch drei Tage, gieb sechs Armen zu essen, und verrichte deine Andacht.

17) Von den Cauterien. Hier wird die obige Erklärung des Propheten, daß er die Cauterien nicht liebe, wiederholt.

18) Von dem Antimonium und der Augenschminke (Kohol) als Mittel wider triefende Augen. Nach Omm Selma wird erzählt, daß ein Weib, welches ihren Gatten verloren hatte, denselben beweinte, ihre Augen klagte, und daß der Prophet, bei welchem ihrer erwähnt ward, ihr die Augenschminke (als Mittel) wider triefende Augen erlaubte.

19) Von dem Aussatze. Ebu Horeiret, d. i. der Katzenvater, erzählt, der Prophet habe gesagt; Es giebt keine Ansteckung (contagium), keinen Bauchweh, der das Gesicht gelb macht, keine gespenstigen Vögel, welche, aus dem Blute der Erschlagenen gebildet, die Gräber umfliegen, und keine Flucht vor dem Aussätzigen wie vor dem Löwen.

20) Das Manna ist Heilmittel für's Auge. Nach Saaid Ben Seid wird erzählt, der Prophet habe gesagt: Das Wasser des Schwammes der Manna (der Manna-Staude?) sei Heilung für's Auge.

21) Von den eingegossenen Arzneien. Als Ebubekr vor den Leichnam des Propheten trat, sagte seine Tochter Aische (die Gemahlin des Propheten): Wir goßen ihm Arznei in den Mund, und er winkte uns, dieses nicht zu thun; ich sagte: Der Kranke widerstrebt den Arzneien; als er wieder zu sich kam, sprach er: Habe ich euch nicht verboten, mir mit Gewalt Arznei einzugießen? Wir sagten:

Der Kranke widerstrebt den Arzneien; er sagte: Es ist keiner im Hause, dem man nicht Arznei eingegossen hätte, es sei denn Abbas.

22) Von der Krankheit des Propheten. Aische, die Gemahlin des Propheten, überliefert: Als der Prophet sich krank fühlte, und seine Schmerzen überhand nahmen, begehrte er von seinen anderen (älteren) Gemahlinnen die Erlaubniß, in meinem Hause krank darnieder zu liegen; sie erlaubten es ihm. Nachdem er in mein Haus gekommen, und seine Schmerzen zunahmen, schrie er: Uebergießt mich aus sieben Schläuchen*), deren Gürtel nicht gelöst sind, denn ich habe noch Vertrag gegen die Menschen zu erfüllen; wir saßen dann an der Waschkuffe Hafßa's, der Gemahlin des Propheten, und übergossen ihn dann aus dem Schlauche derselben, bis er uns winkte, daß es genug, hierauf ging er hinaus, und sprach zu den Menschen von der Rednerkanzel.

23) Von der Halsentzündung (Osret, häutige Bräune?). Onne Kais, aus dem Stamme Esed, eine der Frauen, welche mit dem Propheten von Mekka bis Medina ausgewandert waren, kam zu ihm mit ihrem Sohne, der mit dem Halsweh (Osret) behaftet war; der Prophet sagte: Schreckt euch nicht, wenn eure Kinder mit dieser Krankheit befallen sind, und bedient euch wider dieselbe der indischen Aloe, denn diese hat sieben heilende Eigenschaften, darunter eine wider das Seitenstechen.

24) Von der Heilung des mit Bauchweh Behafteten. Hier wird die obige Ueberlieferung von dem dreimaligen Honigtränklein und dem Bauche, der lügt, wiederholt.

25) Von dem Bauchweh, der das Gesicht gelb macht. Hier wird die oben unter Nr. 19 gegebene Ueberlieferung wiederholt.

---

*) Kanal, das Stammwort des französischen „Caraffe."

26) Vom Seitenstechen. Wiederholung der unter Nr. 23 gegebenen Ueberlieferung, worin auch vom Seitenstechen die Rede.

27) Von dem Stillen des Blutes mittelst einer angebrannten Matte. Als der Prophet eine Kopfwunde erhielt (erzählt Sehl Ben Saad' es-saadi), und ihm die vier Vorderzähne eingeschlagen worden (in der Schlacht von Ohod) wusch ihm seine Tochter Fatima das Blut vom Gesichte weg; als sie aber sah, daß das Blut immer mehr als das Wasser, nahm sie eine Matte, brannte sie an, legte sie auf die Wunde und stillte so das Blut.

28) Das Fieber ist ein Anhauch der Hölle. Der Sohn Omer's erzählt, der Prophet habe gesagt: das Fieber ist ein Anhauch der Hölle, löscht denselben mit Wasser.

29) Von denen, die krank geworden, weil sie ihr Land verließen. Anis Ben Malik erzählt, daß Männer von Akjal und Oreinet zum Propheten kamen, um den Islam anzunehmen, sie sagten: „Prophet Gottes! wir sind aus einem armen und keinem reichen Lande, und zu Medina leiden wir an Unverdaulichkeit;" da wies ihnen der Prophet Kameele und Weide an, befahl ihnen auf die Weide zu gehen, und die Milch und den Urin der Kameele zu trinken.

30) Von der Pest. Saad erzählt, daß der Prophet gesagt: wenn ihr höret, daß die Pest in einem Lande, so betretet dasselbe nicht, wenn ihr euch aber schon darin befindet, so verlaßt dasselbe nicht. Nach Ebi Horeire's Ueberlieferung sagt der Prophet: nach Medina kommt weder der Messias noch die Pest, er sagte: die Pest ist Martyrthum für jeden Moslim.

31) Von den in der Pest geduldig Ausharrenden. Aische fragte den Propheten, was die Pest sei; er sagte: die Pest ist eine Pein, die Gott sendet, wenn er

will, aber ein Erbarmniß Gottes für die Gläubigen; den Diener Gottes, welcher in dem Orte bleibet, wo die Pest, befällt nichts, als was Gott ihm auf die Stirne geschrieben; stirbt er daran, so harret sein der Lohn der Martyrer.

32) Von der Krankheitsbeschwörung mittelst des Korans und besonders mittelst der beiden letzten Suren desselben, welche Moawwisetein, d. i. die beiden sich zu Gott Flüchtenden heißen. Es-sehri erzählt aus dem Munde Aische's: Als der Prophet an seiner letzten Krankheit darniederlag, sagte ich die beiden letzten Suren des Korans her, während er in seine Hände hauchte, und damit über sein Gesicht fuhr.

33) Von der Krankheitsbeschwörung mittelst der Fatiha, d. i. der ersten Sura des Korans. Ebi Saad el-Hasari erzählt, daß einige von den Gefährten des Propheten zu einem arabischen Stamme kamen, um dort den Koran zu lesen; da wurde der Herr desselben von einer Schlange gebissen; sie fragten: Habt ihr Arznei oder einen Krankheitsbeschwörer unter euch? Die Gefährten antworteten: Ihr leset nicht den Koran, und wir werden denselben nicht lesen, bis ihr uns nicht ein gutes Geschenk gebt; da brachten sie ihnen einige Stücke Schafe; die Gefährten lasen den Beginn des Korans, um die Krankheiten zu beschwören, und als dieselbe verschwunden, nahmen sie die Schafe und sagten: Wir wollen dieselben nicht eher behalten, als bis wir darum den Propheten gefragt; sie fragten ihn, er lachte und sagte: scheint es nicht, als ob ihr die Krankheit beschworen, und mir einen Theil des Verdienstes zugedacht hättet.

34) Von der Krankheitsbeschwörung gegen das Honorar von Schafen. Ibn Abbas überliefert: Einige Gefährten des Propheten gingen an einem Wasser vorbei, in welchem ein von einem Scorpione oder einer Schlange Gebissener lag; die Bewohner des Wassers sagten

zu ihnen: Habt ihr keine Arznei oder Krankheitsbeschwörer bei euch, indem hier im Wasser ein von einem Scorpione Gestochener, oder von einer Schlange Gebissener liegt. Einer der Gefährten las die erste Sura des Korans, und erhielt, nachdem der Kranke gesund geworden, dafür ein Schaf, womit er zu seinen Leuten kam; diese mißbilligten es und und sagten: Du hast Lohn genommen für Gottes Wort; sie gingen nach Medina zum Propheten, und sagten: Dieser hat Lohn genommen für Gottes Schrift; der Prophet sagte: Das Gerechteste, was ihr noch genommen, ist der Lohn für Gottes Schrift:

35) Von der Beschwörung des bösen Auges. Omm Selma, die Gemahlin des Propheten, erzählt: Derselbe habe im Hause eine Sklavin gesehen, deren Gesicht mit Blut unterlaufen; er sprach: sagt Beschwörungsformel über sie her, denn auf sie ist der Blick (bösen Auges) gefallen.

36) Von dem Auge der Wahrheit. Nach Ebu Horeire's Ueberlieferung sagte der Prophet: das Auge ist Wahrheit, und verbot sich zugleich zu taitouiren.

37) Von der Beschwörung der Schlangen und Scorpionen. Suleiman Esih-Scheibani sagt: Der Prophet habe erlaubt, alles Giftige zu beschwören.

38) Von den Beschwörungsformeln des Propheten. Die Beschwörungsformeln des Propheten waren: „Herr der Menschen nimm hinweg dieses Leid, heile es, du bist der Heilende, es giebt keine Heilung als deine Heilung, sie wird durch keinen Rückfall gestört." Er sagte: die Traumgesichte sind von Gott, die nächtlichen Befleckungen vom Satan; wenn einer von euch etwas sieht, das ihm widrig, so flüchte er sich dreimal vor dem Bösen desselben zu Gott, das ist, er sage dreimal die Formel: ich flüchte mich zu Gott vor dem Bösen des Satans des zu Steinigenden! und nichts wird ihm schaden.

39) Von der Berührung des Beschwörenden mit der rechten Hand. Aische erzählt, daß der Prophet beim Aussprechen der obigen Beschwörungsformel auch zugleich mit der rechten Hand über den leidenden Ort fuhr.

40) Von dem Weibe, das den Mann beschwört. Abdallah Ben Mohamed el Dschoofi erzählt ein Beispiel solcher Beschwörung mittelst der beiden letzten Suren des Korans.

41) Von denen, welche sich der Beschwörungsformel nicht bedienen. Ibn Abbas überliefert, der Prophet sprach: mir wurden eines Tages im Gesichte die Völker und ihre Propheten gezeigt; ein Prophet ging vorbei, begleitet von einem Manne, dann einer von zwei Männern begleitet, dann einer von einer Schaar begleitet, dann einer ohne alle Begleitung; ich sah Schaaren, deren Zahl den Gesichtskreis verfinsterte, ich hoffte, daß es mein Volk sei, ward aber belehrt, dieß sei Moses mit seinem Volke; mir ward gesagt: blicke auf; ich blickte auf und sah Schaaren, deren Zahl den Gesichtskreis verfinsterte; mir ward gesagt: dieß ist dein Volk, darunter sind siebzigtausend, welche in das Paradies ohne Rechenschaft eingehen werden; die Gefährten sagten: wir wurden zwar im Heidenthume geboren, aber wir glauben an Gott und an seinen Gesandten; dieß sind wohl unsere Kinder. Der Prophet sagte: das sind die, welche auf keine Vorbedeutung halten und keine Beschwörungsformel gebrauchen, und sich nicht selbst loben und auf ihren Herren vertrauen.

42) Von den Vorbedeutungen. Der Prophet sagte: Es giebt keine Ansteckung und keine Vorbedeutung (Thairet), und das Böse liegt in drei Dingen: im Weibe, im Hause, im Viehe.

43) Von dem Wahrzeichen des Wortes (Fal*). Ebi Horeire überliefert: Der Prophet sprach: Vorbedeu-

*) Die Engländer schreiben dieses Wort Fall, als ob es eins und dasselbe mit dem deutschen Fall wäre, was möglich.

tungen heißen nichts, die beste derselben ist das Fal; die Gefährten fragten ihn: was ist das Fal? er sagte: ein gutes Wort, das einer von euch hört*).

44) Es ist kein aus dem Blute Erschlagener gebildeter Vogel, der ums Grab irrt. Hier wird die oben unter Nr. 19 gegebene Ueberlieferung wiederholt.

45) Von der Wahrsagerei. Aische erzählt: Leute fragten den Propheten um die Wahrsagerei, und er sagte: es ist nichts daran; „aber," sagten sie, „die Wahrsager erzählen doch manchmal Dinge, welche sich bewähren;" dieses, sagte der Prophet, sind Worte der Wahrheit, welche die Dschinen (die bis an die Zinnen des Himmels emporzuklimmen wagen, und wo sie als Sternenschuppen heruntergestürzt werden) vernehmen, und mit hundert Lügen vermischen.

46) Von der Zauberei. Das Dasein derselben ist durch die Koransverse bewährt, welche sagen, daß die Teufel den Menschen die Zauberei gelehrt, und durch den dritten Vers der letzten Sure: ich flüchte mich vor dem Bösen der in den Knoten blasenden Weiber.

47) Götzendienst und Zauberei richten zu Grunde. Ebu Horeire erzählt: der Prophet habe gesagt: hütet euch vor den zu Grunde richtenden Dingen, vor dem Götzendienste und der Zauberei.

48) Ob die Zauberei herausgezogen werden könne, das ist von der Entzauberung. Aische erzählt: der Prophet sei zu einem verzauberten Brunnen gegangen, in welchem das Wasser wie Henna gefärbt, und von dessen Palmen Teufelsköpfe niederhingen, und daß er denselben nicht entzaubert habe.

49) Abermals von der Zauberei. Aische erzählt: der Prophet habe zu ihr gesagt: Gott hat mir die Entscheidung, die ich von ihm begehret, gewähret; ich fragte ihn: welche ist diese, o Gottesgesandter? Er sagte: „es kamen

*) Bekanntermaßen ist das Fal heute bei den Morgenländern das Aufstechen des Looses aus Versen, die sortes Virgilianae.

zwei Männer, deren einer sich zu meinem Kopfe, der andere zu meinen Füßen stellte; einer derselben fragte: woher rührt der Schmerz des Fußes? der andere sagte: von dem Gebrauche der Arznei; der erste fragte: wer war der Arzt? der andere sagte: Lebid Ben Aaßam, der Jude aus dem Stamme der Beni Serik; der erste fragte: womit? der andere sagte: mit dem Kamm und der Kämmenden und mit einem Haufen von Formeln; der erste fragte: wo findet sich Alles das? der andere sagte: im Brunnen Serwan. Der Prophet ging zu demselben, besah den Brunnen und seine Palmen, kehrte dann zu Aische zurück und sagte: das Wasser desselben ist Hennasaft und die Datteln sind Teufelsköpfe; ich fragte ihn: hast du sie herausgezogen? er sagte: nein, ich habe bloß Gott um Verzeihung meiner Sünden gebeten, und er hat mich geheilt: ich fürchtete, daß, wenn ich das Böse aus dem Brunnen herauszöge, es unter den Menschen umgehe und denselben schade. Der Prophet sagte auch: die Redekunst ist Zauberei.

50) Die Dattel ist Arznei wider den Zauber. Aamie Ben Saad erzählt nach seinem Vater, der Prophet habe gesagt: wer jeden Morgen eine Dattel der besten Art (Aadschwet) ißt, dem schadet dieser Tag und diese Nacht kein Gift und keine Zauberei; nach einer anderen Ueberlieferung heißt es sieben Datteln.

51) Es giebt keine Hammet, d. i. gespenstige, aus dem Blut der Erschlagenen, ihr Grab umkreisende Vögel. Wiederholung der oben unter Nr. 19 vorgekommenen Ueberlieferung.

52) Es giebt keine Ansteckung. Wiederholung derselben Ueberlieferung.

58) Von dem, was über das Gift gesagt worden. Die bekannte Legende von dem vergifteten Lammsbraten, welchen die Juden nach der Eroberung Chaiber's dem Propheten vorgesetzt.

54) Von dem Gifttranke. Ebu Horeire erzählt, der Prophet habe gesagt: wer sich selbst erhängt, wird ewig mit dem Strick am Hals im Feuer brennen; wer sich selbst vergiftet, wird ewig im Feuer der Hölle das Gift schlürfen; wer sich selbst ersticht, wird ewig in dem Feuer der Hölle mit dem Eisen in seinem Bauche wühlen.

55) Von dem Trinken der Milch der Götzenbilder als Arznei. Ibn Schchab erzählt: der Prophet habe verboten, sich der den Götzen geopferten Milch, der Galle wilder Thiere und des Urins der Kameele als Arznei zu bedienen.

56) Von Fliegen, welche in ein Gefäß fallen. Ebi Horeire überliefert, der Prophet habe gesagt: wenn euch Fliegen in ein Gefäß fallen, so taucht dieselben erst ganz unter und werft dieselben weg, denn auf einem Flügel der Fliege ist Heilung und auf dem andern Krankheit geschrieben. Der Prophet sagte vor dem Gebrauche jedes Arzneimittels: im Namen Gottes des Allmilden, des Allerbarmenden.

Eröffnungs- und Schlussrede

in der

Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig

im September 1841

vom

ersten Geschäftsführer derselben

Geh. Rath von Strombeck in Wolfenbüttel.

I. Eröffnungsrede.

Da ich mein langes Leben mehr dem Studium der klassischen Literatur der ewigen Alten, als einer sorgfältigern und genauern Beobachtung und Erforschung der Natur widmete, so erlauben Sie mir auch wohl, daß ich mich im Beginne meiner Eröffnungsrede dankbar auf einen jener Unsterblichen beziehe, die mich, stets treu, auf meiner Lebenslaufbahn begleiteten.

Lucretius Carus, jener edle phantasiereiche Dichter, der in das Innere der Natur und das Wesen der Dinge — freilich vergebens, so wie die Sterblichen ewig es werden —

zu bringen suchte, Lucretius begann sein erhabenes Gedicht, das, dauernder als Aegyptens Pyramiden, der nagenden Zeit nie unterliegen wird, mit einem Anrufe an die Mutter der Aeneaden, an jene „Wonne (wie er sie nennt) der Menschen und Götter, welche das beschiffte Meer, den Aether und die Früchte gebährende Erde froh mit Leben erfüllt: denn Alles was lebet, wird allein," sagt er, „erzeuget durch sie": und so will ich mich denn auch zu dieser Schönsten der Himmlischen wenden.

Wahrlich, wohin wir schauen, erblicken wir jenen schaffenden, in der lebenden Welt durch Aphroditens Sohn vermittelten Dualismus, den man in der neuern Physik Polarität zu nennen pflegt. Er zeigt sich schon in dem Mineralreiche, wo er zuerst bemerkt wurde, und zwar auf eine so unverkennbare, in die Augen leuchtende Weise, daß er nie bezweifelt werden konnte. Hier ist es, wo er sicherer als der Stern des Pols, der den Untergang nicht kennt, durch unbekannte Meere leitet. — Nicht minder deutlich, schon höher gekräftigt, tritt er hervor in der Welt der Pflanzen, den ersten Organismen, und hier zeigt er sich bereits als Geschlechtstrieb, als Grund des Hervorgehens neuer Wesen. — Ob vergesellschaftet mit einem dunkeln traumartigen Bewußtsein! — Wer mag dieses verneinen? — Wer mag solches bejahen? — Und doch möchte man zu dem letztern geneigter sein. Oder sollten nur für andere Wesen Rosen und Lilien blühen, ihre bräutliche Schönheit sollte nur Andere erfreuen, auch nicht einmal träumend sollten sie selbst ihre Liebe empfinden? — Gewaltig aber wirkend, hinreißend, Alles überwindend, ist der Trieb vorhanden in den getrennten Geschlechtern der Thiere und der Menschen; in diesen zur wahren Liebe veredelt. — Ja, nach dem genannten Dichter, für welchen — wenn er sie auch bezweifelt hätte — Griechenlands heitere Götter und Göttinnen noch vorhanden sein durften, rissen die befreun-

deten Pole zur Vereinigung und zur Erzeugung neuer Himmelskinder selbst die Unsterblichen hin. — So entstand Hebe, die Göttin der Jugend, so der menschenerfreuende Bacchus. — Nur Minerva, die strenge und kriegerische Göttin, hat zugleich zum Vater und zur Mutter das Gehirn des Donnergottes! — Endet aber hier dieser Dualismus, oder geht er noch weiter in das grenzenlose All? — Und wenn dieses All durch dieselben Gesetze, welche verhindern, daß von unserer Erde auch nur ein Sandkörnchen verloren gehen könne, regiert wird, und sich ewig in seinen Angeln erhält: sollte dann seinen schönsten und mächtigsten Kindern, den Körpern des Himmels, dieser durch Sehnsucht und Vereinigung neue Wesen erzeugende Dualismus fehlen? — Sollte das glänzende Himmelsgestirn, welchem das Alterthum schon den Namen der Liebesgöttin gab, in dieser Beziehung der Rose nachstehen? Nur roh, auf der niedrigsten Stufe, wie der Magnet das Eisen, sollten sich die getrennten Weltkörper anziehen, in ihren Kreisen sich halten, und eben diese Kreise wiederum stören? aber von Liebe sollten sie nichts wissen? Oder, wenn der frohe Tejische Greis, ein wahrlich nicht zu verachtender Physiker unter Männern, die nicht nur lernen und lehren, sondern auch leben wollen, — daher sein unsterblicher Name in dieser gelehrten Gesellschaft wohl genannt werden darf — wenn Anakreon der schwarzen Erde, der goldenen Sonne und dem silbernen Monde den Genuß des Trinkens zubilligt, so sollten wir jene edeln, ja göttlichen Körper, welche das absolute Leben zunächst in sich tragen, von dem Genusse der Liebe ausschließen wollen? — Dem Edelsten und Höchsten sollte das Höchste und Edelste fehlen? — Sehnsüchtig sollten sie ewig in das Weltall schauen (denn wer ihnen Leben zuspricht, wird ihnen Empfindungen zugestehen müssen), aber ihrer Sehnsucht sollte nie Erwiederung, sollte nie Vereinigung folgen? — Oder wäre es möglich, daß irgend Jemand, der die Natur zu beobachten

zur Aufgabe des flüchtigen irdischen Lebens macht, so gänzlich jeder Poesie baar sei, daß er zu glauben vermöchte, die wohlthätig befruchtende Sonne und die Früchte gebährende Erde seien todte Körper, zu vergleichen den hölzernen oder metallenen Planetensystemen, durch welche wir unseren Kindern die ersten Elemente der Astronomie anschaulich machen? — Der Körper, welcher Milliarden von Augen und Ohren aus sich hervorgehen ließ, welcher lebt, wie das absolute All, dem er angehört, sollte selbst nicht sehen und nicht hören? — Die Musik der Sphären, unhörbar den Menschenkindern, die Musik, welche das All, wie die Alten ahndeten — sowie die Milliarden von Sonnen dasselbe mit Licht und Wärme, es also mit himmlischen Tönen erfüllt, sollte auch ihnen unhörbar sein? — Freilich nicht das Leben eines Thieres, nicht das Leben einer Pflanze lebet die allgemeine Mutter, die menschenerzeugende Erde; sie sieht und hört nicht, wie der Mensch: nein, sie steht höher als Thiere und Pflanzen, sie lebt ein kosmisches Leben, das erhabenere Leben eines Planeten; sie steht dem Ewigen näher als wir Sterblichen: aber in diesem Makrokosmus ist Alles enthalten, was wir in dem eigenen Mikrokosmus besitzen: — wenn auch auf eine von diesem ganz verschiedene, ganz unbegreifliche, ungeahnete Weise. — Wenn wir nun, um unsere, die Himmelsräume kühn durcheilende Phantasie in etwas zu zügeln, um nicht gar zu sehr dem Vorwurfe phantastischer Schwärmerei in einer Versammlung, nicht von Dichtern, sondern von gründlich forschenden Gelehrten, anheim zu fallen, und, uns noch zu rechter Zeit erinnernd, daß wir hier mit Wieland nicht die Musen anrufen dürfen, uns den Hippogryphen zu satteln, um mit diesem Himmelsrosse das Universum zu durchschweifen, und zu versuchen, ob wir nicht den geheimnißvollen Gürtel des Orion aufzulösen im Stande seien, wenn wir uns entschließen, die mütterliche Erde für jetzt nicht zu verlassen:

so dürfen wir doch, um uns schauend, wohl fragen: wie entstanden die Pflanzen, wie die Thiere, wie das edelste dieser, die Krone der Schöpfung, der Mensch?

Jetzt, wie die Erde zur Zeit beschaffen, werden diese Wesen gezeugt durch den gleich Anfangs erwähnten Dualismus, und dann geboren. Sie sind Kinder der holdseligen, beglückenden Mutter der Aeneaden. Aus der Wonne der Vereinigung getrennter Pole, aus der höchsten Steigerung des Lebens gehen neue Leben hervor. Sie sind Pfänder der Hochzeitfeier. — Nur ekelerregende Würmer, die Tänien und ihre Gesellen, mögen hier, sich selbst genügend, Ausnahme machen. — Aber jene Hochzeitfeier hatte nicht ewig auf unserer Erde Statt. Ewig ist allein das All und sein unerschaffener, dieses beseelender und regierender, absoluter Geist, Gott, in welchem und durch den auch wir leben, weben und sind, und in Beziehung auf welchen der weise Dichter und mit ihm der Apostel sagte: wir seines Geschlechts. Es gab aber eine Zeit, wo die Erde sich bildete, so wie es eine solche geben wird, wo sie, in Duft aufgelöset, ein Einzelwesen zu sein aufhören und ihre Kräfte der allgemeinen Kraft zurückerstatten wird.

Als nun die Erde sich gebildet, als sie, nach Millionen von Jahren gereift (denn tausende von Jahren sind einem Planeten „gleich einer Nachtwache"), als sie endlich, jungfräulich und sehnsüchtig, der mütterlichen Bestimmung harrte: wer befruchtete da ihren Schooß, daß aus diesem eine Unzählbarkeit mannichfaltiger lebender Wesen hervorzugehen vermochte? — Entwickelte sich diese Zeugungsfähigkeit aus ihrer eigenen Natur? — Mich dünkt, dieses anzunehmen, wäre gegen alle Analogie. Ist der Mikrokosmus ein Bild des Makrokosmus, so mögen wir kaum zweifeln, daß die jungfräuliche Erde einen Gatten anzuziehen suchte und ihn auch unter den Kindern des Himmels fand. Die kos-

mische Braut suchte und fand den kosmischen Gatten. — Siehe, da stürmt er schon her von der Grenze des Sonnensystems! Herrlich geschmückt, ein Held mit strahlendem Helmbusch, ein glänzendes herrliches Gestirn, ein Komet. — Zuerst besucht er des Reiches König, Helios, den Titan. — Kräftig trinket er aus seinem ewigen belebenden Feuer; dann eilet er, neu beflügelt und noch glänzender als zuvor, zu der sehnsüchtig harrenden bräutlichen Gäa, umschließet sie, tauscht mit ihr seine Polarität aus, und wird mit ihr eins. Sein Geist, der Geist des Alls, schwebt jetzt über ihren Wassern. — Siehe da: eine befruchtete Atmosphäre umgiebt nun die Erde. Der Saamen ist in ihren Schooß gelegt: schon geht er auf; es entstehen Milliarden von Embryonen. — Für jetzt befriedigt, flieht der Bräutigam, nicht zu ewiger Untreue; einst wird er wieder erscheinen, die Gattin von neuem besuchen. Doch die Embryonen wachsen, der Dunstkreis, der Schooß der heiligen Gäa, kühlet sich ab und wird weniger feucht. Es scheiden sich die Wasser unter der Veste von den Wassern über der Veste; jene sammeln sich in den Tiefen und es wird trockenes Land. Da treten sie nun hervor, die neuen Gebilde. Zuerst die Welt der Pflanzen, dann die der Thiere. Am letzten Tage erst erscheint der Mensch, ein Abglanz des Ewigen und Absoluten, und Gäa, die Göttliche, feiert, ruhend, und sich ihrer Kinder freuend, den großen Sabbath der Schöpfung. —

So, meine Herren, stelle ich mir vor, nahe der Zeit, wo das irdische Leben endet, die Hervorgehung des Lebenden auf unserm Wohnplatze Erde, die, selbst lebendig, aus dem Schooße des ewigen All hervorging, wohin auch sie einst zurückkehrt und die, nie rastend, tausende von Meilen zurücklegte, indem ich diese, vielleicht Dichtung mit Wahrheit vermählenden Phantasmen vortrage. — Ja, sei die eine Hälfte dessen, was ich sage, immerhin Poesie, die andere hat vielleicht Anspruch darauf sich Wahrheit zu

nennen. Selbst klärt sie manches Räthselhafte auf. Oder sollte, wie Apulejus in seinem Werke von der Welt sagt: „Die Seele mit ihren göttlichen Augen nicht etwas von demjenigen schauen und erkennen woher sie stammt — vom Himmel? — Besonders nahe der Zeit, wo sie sich wieder mit dem ewigen All verbinden wird? — —

Gewiß ging die keusche Luna später aus der Hand der ewigen Allmacht hervor als die schon längst früchtetragende Erde. — Wie ist jene aber beschaffen? — In Ihrer Versammlung, meine Herren, hat solches der Herr Dr. Mädler aus Berlin, unter Darweisung seiner vortrefflichen Mondkarte im Jahre 1836 zu Jena entwickelt. — Luna ist fast ohne Atmosphäre, und demnach wahrscheinlich ohne Organismen. „Wir überzeugen uns," sagte der würdige Forscher, „daß die Aehnlichkeit zwischen Erde und Mond „sich fast nur auf das beziehe, was allen Körpern eines „kosmischen Systems, vermöge des Gravitationsgesetzes, ge„meinsam sein muß; daß dagegen im Einzelnen eine große „Verschiedenheit der äußeren Lebensbedingungen obwalte, hin„reichend, um jeden Gedanken an eine Uebereinstimmung „der Organismen auf beiden Weltkörpern zu entfernen, und „die Bemühung, zu den durch menschliche Kunst geschaffenen „Werken auf unserm Trabanten Analoges aufzufinden, als „vergebliche darzustellen." —

Wenn aber Helenen jetzt die befruchtete und Wesen gebährende Atmosphäre fehlt, so wird es nicht in alle Ewigkeit so bleiben. Auch sie, jetzt noch im jungfräulichen Alter, nicht abgestorben und ausgetrocknet, wie man wohl glaubte, wird, herangereift im Laufe der Millionen von Jahren, den himmlischen Bräutigam erblicken und anziehen. Er wird ihr in seiner Vereinigung eine Atmosphäre geben, der Geist des Alls wird auch auf ihren Wassern schweben, und aus ihrem kosmischen Schooße werden Wesen hervorgehen, analog

dem Geschlechte der Menschen, Bilder zugleich und Lebensäußerungen des Ewigen, belebt durch das vom Himmel stammende Feuer des Prometheus. —

Poesie, ein Roman! höre ich sagen. — Sei es immer, meine Herren. — Die Einführung zum Ernsten mag heiter, mag poetisch sein. Ist doch die Natur selbst eine große und ewige, oft freilich nicht zu deutende Poesie! —

Was Ihr gewählter Geschäftsführer nicht vermochte, dieß vermögen Sie selbst: aufzuhellen, freilich nur wenige, die Geheimnisse der Natur, hin und wieder zu lüften den Schleier, der sie bedeckt.

Ich ahne nur, wo Sie mehr erkennen werden.

III. Schlußrede.

Hochzuverehrende Herren!

Caelius Aurelianus, ein alter aus Numidien gebürtiger Arzt, der noch vor Galenus lebte, von welchem ein bekannter Vers rühmt, daß er seinen Schülern Reichthümer verleihe, Caelius beginnt sein „von den acuten Krankheiten" *) handelndes, jetzt in der praktischen Welt ziemlich vergessenes Werk mit folgendem Ausspruch: „Man erzählt, daß Ippallus, ein pythagorischer Philosoph, befragt: „Was er thue" — „quid ageret" — geantwortet habe: „Noch that ich nichts: denn bis jetzt habe ich keinen Neid erregt." —

Wobei Caelius, seinen Ausspruch erläuternd, hinzusetzt: „Zeuge edeler Bestrebungen ist stets der Neid; Großes also erreichten wir, wenn er sich uns zum Lebensbegleiter hinzugesellet."

---

*) Caelii Aureliani, methodici Siccensis, celerum vel acutarum passionum libri III.

Will ich nun gleich keinesweges behaupten, daß sich hierin nach fast zweitausend Jahren die menschlichen Dinge geändert haben, oder daß der Neid in den Hallen der Wissenschaften (wie billig der Fall sein müßte) fehle, — von unsern Hochschulen wenigstens rühmt man dieses nicht, — so erhebt es doch unser Gemüth und stimmt uns zu Höherem, wenn wir beobachten, daß das Erreichen großer Zwecke noch öfter als Neid „Nacheiferung" hervorruft; obwohl ich nicht ganz leugnen will, daß es nicht selten versteckter Neid sei, welcher den Nachstrebenden thätig macht. Doch, Gott sei Dank, oft ist diese Nacheiferung auch ganz vom Neide frei. — Erblicken wir, daß unsere Handlungen edlerer Natur solche Nacheiferung finden, dann können wir noch sicherer darauf rechnen, als wenn sie beneidet würden, daß sie die Probe bestanden, und mit Stolz können wir auf das Vollbrachte zurückschauen. Ist dieses wahr, wie nicht zu leugnen, dann mögen wir mit Gewißheit behaupten, daß die von dem genialen Oken gestiftete, von den Fürsten des deutschen Vaterlandes und seinen Heroen in der Naturkunde, von einem Alexander von Humbold und einem Leopold von Buch, jenen beiden unsterblichen Dioskuren deutscher Wissenschaft, gepflegte Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte durch ihre jährlich erneuten Versammlungen Großes befördert und erreichet habe. — Mit Recht vereinten sich aber Beide, Naturforscher und Aerzte. Schon Celsus dieser so fein beobachtende und klassisch schreibende Arzt sagte: „Stets wurde die Medicin für einen Theil der Philosophie (sapientia) geachtet: Heilkunde der Krankheiten und Naturbeobachtung übten dieselben Gelehrten."*) — Nacheiferung aber fand unser Verein im hohen Grade. —

---

*) A Corn. Celsi de medicina lib. I. Praefatio.

In diesem Augenblicke, wo wir hier versammelt sind, ist in der Stadt der Mediceer, in dem heitern Florenz, unter den Auspicien eines Kunst und Wissenschaft liebenden österreichischen Fürsten, der Italische Verein von Naturforschern und Aerzten versammelt, der es nicht leugnet, nach dem Muster des deutschen sich gebildet zu haben. Eben so wenig leugnen dieses die Naturforscher-Vereine in dem uns verbrüderten Skandinavien, beschützt von einem Carl XIV. Johann und einem Christian VIII., gepflegt und glänzend durch einen Berzelius und einen Oerstedt, wie auch die in dem ebenfalls stammverwandten Großbritannien; früher aber noch als bei uns bildete sich ein Naturforscher-Verein in der Schweiz, die wir billig zu Germanien zählen, wenngleich sie politisch von unserm Staatenbunde getrennt ist. — Selbst auf der andern Hemisphäre der Erde eifert man dem deutschen naturforschenden Vereine nach. Dieser Erfolg, meine Herren, war aber nicht der einzige.

Die Thierärzte, denen keine der Kenntnisse fehlen darf, die den Aerzten der Menschen nothwendig sind, — die den Aerzten so nahe stehenden unentbehrlichen Pharmazeuten, diese so recht eigentlich praktischen Chemiker, — die Philologen und Schulmänner, jene Führer in das Heiligthum Minervens, ohne welche es keine Wissenschaft gäbe, — die Manufakturisten, Fabrikanten und Techniker, die unser Leben erheitern, die Forstwirthe, die Weinbauer, die Agronomen und Oekonomen, welche auf keine Weise Fremdlinge sein dürfen in den Naturwissenschaften, eben so wenig, wie der höher strebende Techniker in der angewandten Mathematik: — alle diese und, wenn ich nicht irre — denn ich habe die mir fremden Bestrebungen mit Aufmerksamkeit nicht verfolgen können — die Pfleger und Kenner edeler Rosse, jene Hippologen,

welche es erfreuet, „olympischen Staub auf der Rennbahn zu sammeln," kommen jährlich zusammen und berathen sich über Gegenstände ihrer Wissenschaften, Künste und Bestrebungen. Selbst unsere heutigen Musikfeste und Kunstvereine (wenn auch nicht grade Nachahmungen) haben ähnliche Tendenzen, und sind durch jene lebhaft angeregt worden. —

Also verkörperte sich das Geistige und äußerte sich wohlthätig in der materiellen und selbst technischen Praxis. Gewiß mit Recht: denn wenn ein edeler Dichter des römischen Alterthums, — der schon deßhalb den Himmlischen billig zugezählt werden müßte, weil er so vielen Sterblichen glückliche Stunden bereitete, — wenn Horaz sagt: „Das Silber hat keine Farbe, wenn es in geiziger Erde verborgen liegt, nur durch weisen Gebrauch beginnt es zu glänzen:" so läßt sich dieses ebenfalls von den Wissenschaften sagen. Erst ihre Anwendung in dem praktischen Leben verleihet denselben den gebührenden Glanz. — Gäbe es keine Kalender, würden die Sonnen- und Mondfinsterniße nicht vorher gesagt, wie wenig Sterbliche würden an die Wahrheiten der Astronomie glauben! Was würde es dem Menschengeschlechte nützen, zu wissen, welche unermeßliche Kraft dem durch die Hitze ausgedehnten Wasser-Dampfe sei, würde er nicht angewandt, die Menschen wie im Vogelfluge über Länder und Meere zu führen und die Entfernungen um Neunzehntel zu verkürzen! — So sind alle jene angedeuteten Vereine von hohem Nutzen. Aber auch unmittelbar haben sie, vorzüglich unsere Gesellschaft, den Städten und Ländern, wo ihre Versammlungen statt fanden, Vortheile gebracht: man frage nur, was sie leisteten und Großes, Nützliches, ja Wohlthätiges durch Anregung hervorriefen oder beförderten!

Der Naturforscher, wie er — tanzt,

ein Vortrag in einer der

General-Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig,

am 22. September 1841

von

Dr. J. H. Schmidt in Paderborn.

Meine Damen und Herren!

„Ein deutscher Naturforscher", pflegte der berühmte „Beireis zu sagen, „muß überall naturforschen, nicht bloß „in den Wäldern und auf den Fluren, diesen höchst akus„tischen Aegidiuskirchen der großen Welt, sondern auch „in den Clubsalons der kleinen, bei der Auster, die er aus „der Schaale und dem lebensverlängernden Zucker, den er aus „der Westentasche, ja sogar bei der geisttödtenden Kartoffeltorte,

„die er aus befreundeter Damenhand*) verspeiset, bei der „Mücke, die ihm in den Wein fliegt, und beim Weintrinken „selber.“ Erlauben Sie mir, daß ich den ehrwürdigen Manen eines Mannes, der, obgleich wir noch bei keiner unserer Mittagstafeln seine Gesundheit getrunken, dennoch in diesem schönen Herzogthume niemals, in der übrigen wissenschaftlichen Welt aber sobald nicht sterben wird, eine kleine Aufmerksamkeit, Ihnen aber, meine hochverehrten Naturforscherinnen, einen kleinen Dienst erweise, indem ich das vorangestellte Requisit auf unsere schönen Abendunterhaltungen und auf Braunschweigs reizende Damenwelt anwende, und, auf Ihre mir bei froheren Versammlungen gewährte Nachsicht rechnend, in die Versicherung einer geistreichen Braunschweigerin einstimme, daß es für einen Naturforscher unerläßliche Bedingung sei, wenigstens theoretisch — tanzen zu können.

Vorab verzeihen sie mir, daß ich, ohne der spiritualistischen Schule huldigen zu wollen, die unermeßliche Natur nach den Gläsern klassificire, durch welche man sie ansieht, folglich

1) eine ganz große Welt unterscheide, die Welt der Tuben (d. h. der Planeten),

2) eine ganz kleine Welt, die Welt der Mikroskope (d. h. der Infusorien),

3) eine mittelmäßige Welt, die Welt der einfachen Brillen, die ein jeder auf eine andere Weise ansieht, weil es der Brillen unzählige giebt (d. h. die Stein-, Pflanzen-, Thier-, Menschen- und Damenwelt).

---

*) Bezieht sich auf eine Anekdote, welche dem großen Manne in der Residenz Braunschweig arrivirt ist.

Lassen Sie, meine Hochverehrten Herren, diese drei Gläserwelten passiren, so erwachsen daraus für Sie, meine Höchstverehrten Damen, drei gleichlaufende Tanzwelten:

ad 1) eine große Planetenwelt, die Welt des Walzers,

ad 2) eine kleine Infusorienwelt, die Welt des Contretanzes,

ad 3) eine mittelmäßige Welt, welcher Sie, mit Erlaubniß zu sagen, selbst angehören, und die, eben wegen ihrer mittleren Stellung, ein neutrales Mixtum compositum aus Walzern und Contretänzen ist.

Seit ein geistreicher Domherr*) uns gelehrt hat, daß der Gegensatz der Tage und Nächte, des Wachens und Schlafens, des Sommers und Winters, des Wachsens und Vergehens, kurz das ganze rhythmische Leben der Erde und ihrer Bewohner in der einfachen Theorie des Walzers seine Erklärung findet, ist nicht für die Section der Astronomen eine Potsdammer Oberrechnungskammer, sondern auch für die Physiologen ein Spermazet-Licht aufgegangen. Die Sonne steht, ein sobald nicht auslaufender Kronleuchter, am Plafond der Schöpfung, welchem die walzenden Erden bald das Gesicht, bald den Rücken zuwenden. Ganz anders ist es in der Welt der Mikroskope. Ich will zwar nicht behaupten, daß sie nach dem Ptolemäischen Systeme konstruirt sei; aber das Copernikanische gilt in ihr auch nicht viel. Die Infusorien tanzen niemals einfache Walzer, immer Contretänze, gerade wie die Politiker, die bekanntlich stets rhythmisch zwischen avant und tourner wechseln, ohne jemals aneinander zu kommen.

---

*) Copernikus.

Dem Baron von Gleichen gebührt das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, daß im sonderbaren und bekanntlich etwas indecenten Treiben der Cercarien alle Touren zu finden sind, die ein Tanzlehrer seiner ungelehrigen Jugend zuruft; aber uns Alle trifft der Tadel, daß wir für Dinge, die in der einfachen Tanzkunst die ungezwungenste Erklärung finden, übergelehrte, schwer verständliche Namen ermitteln. Darum belegen wir jenes große bewegliche Agens, welches in der weiten Planeten- und Infusorien-Welt seinen Anfang nimmt, im Damengeschlechte seinen Culminationspunkt erreicht, mit dem barbarischen, noch nie erklärten Namen — Lebenskraft.

Die Section der Physiologen hat schon oft auf dem Sprunge gestanden, durch ihr Punctum saliens in den wahren Begriff des Lebens hineinzutanzen; die Section der Botaniker und Mineralogen ist (sans touche) am weitesten entfernt geblieben; weil in der Pflanzenwelt die Chainen und Ronden als Spiralwindungen und Treppengänge, in der Steinwelt die Quadrillen als Krystalle plastisch fixirt sind. Die Section der Physiker hat das avant deux und dos à dos der großen Natur Centripetal- und Centrifugalkraft, das chassé Pendelsschwingung genannt, aber die Section der Chemiker hat es wohl begriffen, daß dasjenige, was man früher in dicken Büchern unter dem Namen Wahlverwandtschaften von Lavoisier bis auf Göthe vergeblich zu erklären versucht hat, nichts anders als — eine Vexirtour ist.

Könnten heute alle Sectionen sich darin einigen, Lebenskraft und Tanzkunst im gemeinschaftlichen Tageblatte für synonym zu erklären, so würde nicht nur dem großen Entdecker des Blutumlaufs, sondern auch dem großartigsten aller Naturforscher, dem Herkulischen Copernicus, diesem Harvey auf den Blutkugeln des Universums, ein würdiges — Hermanns-Denkmal gesetzt.

Wir Aerzte, bekanntlich nächst den Moralisten am meisten geneigt, durch schwarze Brillen zu sehen, überhaupt der schwarzen Farbe zugethan (nicht aber, weil nach Blumauer schwarz die Farbe des Todes ist, sondern weil nach Newton und Holscher schwarz die meiste Wärme in sich aufnimmt), haben zur gerechten Indignation meines reizenden Tisch-vis-à-vis von gestern am meisten dazu beigetragen, daß die große kosmologische und psychologische Operation, die verehrungswürdige Tanzkunst, so lange in Miskredit blieb und mit einer wahrhaft Paganinischen Einsaitigkeit betrachtet wurde. Zwar können wir die Systole und Diastole unserer Kranken keine Stunde entbehren, und ohne Unterricht in Musik und Tanz noch nicht einmal ein einfaches Wechselfieber, oder was sonst rhythmisch ist, begreifen; aber gewohnt, dasjenige zu verbieten, worin wir selbst laut hier abgelegter Proben praktische Stümper sind, waren wir ungalant genug, so oft eine unserer pflegebefohlenen Schönen ihr nach Peter Camper wohlgeformtes Füßlein zum sentimentalen Zephir-Walzer anschickte, eben so oft von einer ätiologischen Schädlichkeit zu reden. Gleichwohl finden wir schon beim Hippokrates Andeutungen, daß bei gewissen Krankheiten, z. B. bei der noch heute besprochenen Bleichsucht, eine bescheidene Galopade unter Umständen besser sein kann, als das weltberühmte Driburg und Pyrmont, als Fußbäder und Klapproth's ätherische Eisentinktur, und daß bei gewissen Herzleiden der erste Walzer und der Cotillon mehr fruchtet, als Kreisig's Seidelbast und rother Fingerhut.

Nun hat sich vollends gestern noch eine ganz neue Section etablirt, die einen Namen an sich trägt, den man in einer Damengesellschaft nicht füglich nennen darf. Sie sorgt dafür, wie die Menschen in die Welt hineinkommen, während die Aerzte dafür sorgen, wie sie hinauskommen. Diese Section will vom Tanzen gar nichts wissen. Da sie mich indeß mit der Mitgliedschaft, ja sogar mit dem Präsidio

beehrt hat, so werde ich auf Vernichtung des alten Vorurtheils nach schwachen Kräften hinarbeiten.

Darin sind alle Gelehrten einerlei Meinung, daß Essen, Trinken und Medicineinnehmen die Prosa, Musikmachen und Tanzen die Poesie der Natur ist. Darum nennen auch die Dichter ihre Redeformen, „Füße" (pedes), und darum ist Jedem, der die morphologische Beziehung der Digitaten zu der einfacheren Form der Einhufer begriffen hat, so oft er einen geschickt stampfenden Masureck-Tänzer beobachtet, zu Muthe, als hörte er Herrn Virgilius hexametrisch versichern: Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Die Section der Zoologen hat es seit den ältesten Zeiten ausgesprochen, daß der Vorzug der Thiere vor den Pflanzen in einer Art Wolfenbütteler Lokomotive, d. h. darin bestehe, daß letztere bloß essen, trinken und Medicin einnehmen, erstere auch tanzen können.

Wie aber die Naturforscher überhaupt von jeher geneigt waren, Deflexe, Deformitäten und Varietäten als eigene Species und selbst Genera aufzuführen, so zwar, daß der sel. Linneé sich jetzt gar nicht wiederfinden würde, wenn er auf einmal aus lauter Adjectiven Substandiva geworden sieht; also haben auch die Tanzforscher insbesondere sich zu sehr verleiten lassen, unter allerhand Namen, die von fremdartigen, aber gut tanzenden Völkern jenseits des Rheines und der Weichsel entnommen sind, allerhand neue Species aufzuführen, worin sich unser Eins, die wir hier im juste milieu zwischen beiden Strömen als deutsche Naturforscher zusammensitzen, heute Abend auf dem Casinoballe gar nicht zurechtfinden würde, wenn nicht als Postcriptum zum gestrigen Pracht-Concerte eine theoretische Sichtung voranginge:

Ein guter Logiker kann wirklich nur drei Cardinaltänze passiren lassen:

1. den Walzer,
2. den Contretanz,
3. die Combination beider, den Cotillon.

Da aber die zarteste Rücksicht aus bekannten Gründen den älteren Damen gebührt, so setzt man noch zwei hinzu, und zwar nach dem Gesetz der sich berührenden Extreme und gesunden Polaritätslehre.

vor den ersten Walzer die Polonaise,
hinter den Cotillon den Kehraus,

jenen als Captatio benevolentiae für die beaufsichtigenden Mütter, diesen in noch weiterer Ascendenz aus befreundetem Respekt vor der historischen Schule; denn „als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam."

Alle übrigen Tänze sind entweder

ad 1. Deflexe des Walzers, oder
ad 2. Varietäten des Contretanzes, oder
ad 3. verkrüppelte Cotillons.

Die Auswüchse des Walzers sind theilweise rein gradativ (dazu gehört der Hopser und die Galopade), theilweise geographisch (dahin gehört der Radewa und der schottische Walzer). Bei allen ist die Bewegung rein planetarisch, einmal um die individuelle Achse des Tanzpaars (terrestrische Bewegung), und zweitens um den Gesammtmittelpunkt des gegebenen Raumes (solare Bewegung). Wird hierbei das Galiläische System nur im geringsten aus dem Auge verloren, so entstehen Stöße und Gegenstöße, wovon das Ende ist, daß die einzelnen Planeten sich gegen einander verneigen und und aus einander gehen. Begegnen sich am andern Tage die Sehwinkel wieder, so entstehen die freundlichsten Begrüßungen, und so sage ich z. B. heute zum sichtbaren Schrecken einer wunderschönen Naturforscherin „Guten Morgen, Vielliebchen!"

Die Varietäten des Contretanzes erscheinen bald nach dem Typus einer Parallellinie, wie ein langgestreckter

Botriocephalus und heißen Ecossaise, bald nach dem Typus einer vervielfältigten Ellypse, wie eine Polymerie, und heißen dann im Westen Françaisen, im Osten Massureks.— Ueber die Kegel=Quadrille verliere ich kein Wort, da es nicht bloß ungerecht, sondern auch nicht naturhistorisch ist, daß der in der großen Natur so tief begründete Dualismus der Geschlechter in einem solchen übriggebliebenen s. g. Kegel verloren geht, aber einem Kegel, der nur dadurch sich retten kann, daß er Raub treibt und im Widerspruche mit der Moral stets begehren soll seines Nächsten — Tänzerin.

Der Cotillon dagegen, diese Encyklopädie der Tanzkunst, die summarische Recapitulation alles dessen, was vorgekommen, dieser Gesammtball im Kleinen, diese personificirte Psychologie im Großen, dieser Tanz aller Tänze, dieses Papier ohne Ende, eine lange Lüneburger Haide für die bewachende Garde des dames, gleichwohl noch viel zu kurz, eine wahre Harzburger Rutschbahn für die armen Bewachten, ist von hoher philosophischer Bedeutung, und es ist wirklich sehr unrecht, daß die meisten Naturforscher clandestine Hut und Stock fordern, ehe es zum Cotillon gekommen ist. Wie die ganze Natur ein anatomirter Menschenleib, also ist der ganze Ball ein zergliederter Cotillon. Der ganze Ball ist des Cotillons wegen geschaffen, gerade wie die Natur des Menschen wegen; alle übrigen Tänze sind nur Einleitungen zum Cotillon und einseitige Theilglieder desselben. Darum werden die meisten Ehen im Cotillon geschlossen, oft sogar mit elektro=magnetischer Schnelligkeit nach der Daguerre'schen Methode. Wie aber letztere auf Reciprocität basirt ist, also auch der Cotillon, darum erscheinen hier die Rechte der in der Natur und den Auditorien so hochstehenden, und respective sitzenden Damenwelt in ihrem vollen Glanze. Die Polaritäten werden umgekehrt; die Auswahl ist auf Seite der Damen. Fühlt aber ein

„blauer Engel" oder eine sonstige Schönheit ein „Bisselc" Zuneigung für einen schwärmenden Verehrer, so holt sie ihn, fühlt sie eine große, so läßt sie ihn, wie jeder gute Psycholog weiß, bis zur Verzweiflung sitzen, und doch ist der betreffende Mann übel daran, wenn er auf ein solches Holen oder Nichtholen voreilige Folgerungen bauen will. Genug, der Cotillon ist der Tanz der Gerechtigkeit, worin die Damen mit ihren Taschentuchzipfeln und uns armen Männern machen können, was sie wollen; zuweilen süß, wie Braunschweiger Mumme und Honigkuchen, zuweilen eine Kaltwasserheilanstalt für voreilig Hoffende. Aus letzterm Grunde ist es heute Abend nicht unmöglich, daß die Krone des Balles einer zugesicherten Wahltour ungeachtet vor dem Cotillon eklypsiren und die Schmerzen des Abschiedes schuldig bleiben wird.

Nun, meine hochverehrten Damen, danken Sie alle Gott, daß meine Rede zu Ende geht. Erlauben Sie mir zum Schlusse nur noch mein Bedauern auszudrücken, daß der gewiß wohlbegründete Patriotismus der neuesten Zeit eine Redensart erfunden hat, die an sich unschuldig, wohlgemeint und ihrem Entdecker zur Ehre gereichend, dennoch nicht nur in der Musik bereits zu den unglücklichsten Compositionen mißbraucht ist, sondern von der ich auch im Munde der bewachenden Garde des dames den gröbsten Mißbrauch in Beziehung auf Tanzkunst insofern befürchte, als sie die schönste Wirkung der Tänze vereiteln kann. Diese Redensart heißt!

„Sie sollen ihn nicht haben."*)

*) Dieser Vortrag gab während der Mittagstafel Veranlassung zu folgendem Toaste des Herrn Leibchirurg Dr. Holscher:

Wer je zum Tanze hob ein Bein,
Der klinge fröhlich mit
Und stimm' in diesen Toast mit ein
Es lebe Dr. Schmidt.

Der neunzehnten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig 1841,

zum Abschiede

von

ihrem Theilnehmer, Dr. J. Minding in Berlin.

Es gährt die Zeit mit tausend Kräften auf,
Der Friede blüht und alle Geister streben;
Ein neues Wissen führt der Dinge Lauf
In glänzender Erkenntniß heim dem Leben;
Die Einsicht, die des Daseins Wahrheit faßt,
Gestaltet in des Wesens Augenblicke,
Entfesselt sich der altgewohnten Last
Und zeigt die Zukunft jedes Forschers Blicke.

Und, Deutsche, fühlen wir den edlen Stolz,
Daß wir, die Ersten, den Altar errichtet,
Wo, wie die Knospe schwellt aus trägem Holz,
Der Dinge Gegensatz sich liebend schlichtet:
Zu sich gewendet und sein selbst bewußt,
Dem Lichte zugekehrt im frischen Regen,
Den Sinn erfüllt mit einer neuen Lust
Und einem freien Streben und Bewegen.

Gegrüßt, ihr Freunde aller heim'schen Gau'n,
Die, fest gesellt, für alle Zeit verkettet,
Den ew'gen Geist in seinem Wirken schau'n,
Der Wahrheit ist und Der erlöst und rettet;
Gegrüßt — und Lebewohl! Wir sind vereint!
Ein Mann, ein Volk, ein Glauben, Hoffen, Wissen,
Dieselbe Sprache! Nur ein einziger Feind:
Die Finsterniß, der sich das Licht entrissen!

So gehet heim! Jedweder seinem Haus
Ein neuverjüngtes, neuentzündet Flammen,
Deß Strahlen von dem Bema dieses Bau's
Vom ewigen Altar der Wahrheit stammen.
Geht heim, Propheten einer neuen Zeit,
Und, auch getrennt, verbleibt im Geist verbunden:
Uns hat derselbe Genius geweiht,
Uns, seine Priester, hat der Gott gefunden.

Blätter aus dem Tagebuche eines Arztes*)

I.

Wer in keiner großen Stadt gelebt hat, kann sich von der Impertinenz und den Anmaßungen der Charlatane, vom Größten bis zum Kleinsten, keinen Begriff machen. Wenn nur der tausend- und tausendste Theil von den glücklichen Kuren und den dafür erhaltenen Belohnungen wahr wäre, die hier mit frecher Stirn öffentlich verkündet werden, — eine solche Stadt müßte die glücklichste, und ihre Aerzte die reichsten der Welt sein; man müßte von der Sicherheit, der Allmacht und der reichen Ernte der Kunst so überzeugt werden, als es nur immer der leichtgläubigste, verblendetste und unerfahrenste Pöbel sein kann. Vermuthlich ist dieses die Ursache, daß der Arzt von wirklichen Verdiensten — der folglich bescheiden, und von den Lücken seiner Kunst innig durchdrungen ist — von der ungeheuren Leichtigkeit und Zahl der Kuren Anderer so niedergedrückt wird, daß er gar nicht wagt, von den seinigen zu reden. Aber die Kuren jener Frechen haben außerdem noch das Eigene,

*) Aus der Wiener Gesundheits-Zeitung.

daß sich diejenigen Helfershelfer, die diese Wunder dem Publikum zu verkünden haben, sie seien Journalisten oder Kaffeehausmüssiggänger, ein hübsches Sümmchen für ihre eigene Kasse dabei zurücklegen, und manche Wunde ihrer Tasche zuheilen. Denn welcher Charlatan wird nicht gern mit einer kleinen Summe die öffentliche Stimmung und einen Ruhm erkaufen, auf den er weiter keinen Anspruch hat, als den, welchen eigene Impertinenz und die niedrige Kühnheit des erkauften Lobredners verleihen? Hat man die erste Empörung überwunden, die diese Großsprecher durch das Aufzählen ihrer Thaten und die dafür erhaltenen Belohnungen in unserem Geist und in unserem Herzen erregen, so überfällt auch den redlichen Arzt zu Zeiten ein solcher Ekel an der Erfüllung seiner Pflichten, daß er mehr als gewöhnliche Kraft und Menschenliebe bedarf, um ihn zu besiegen.

II.

Wenn der redliche, stille Arzt einige Zeit das Thun und Treiben der eben bezeichneten Schreier ruhig beobachtet hat, so ist er in Gefahr, zu glauben: das eiserne Schicksal wolle es so, daß ein Theil der Aerzte an der Vervollkommnung der Wissenschaft arbeite, und der andere die Früchte ihrer Arbeit einernte. Man sollte Dieses den Candidaten der Medicin vom Katheder herab predigen, damit sie sich frühzeitig mit diesem Gedanken vertraut machen. —

III.

Die schönste, seltenste und glücklichste Frucht des Lebens und der Studien eines Arztes ist die Vermählung eines warmen Herzens, das mit den Leiden der Menschheit sympathisirt, mit der kalten Vernunft, die ruhig und besonnen auf deren Abhilfe bedacht ist. Der Arzt soll und muß den Anblick großer Leiden ruhig ertragen — und doch soll er

mit aller Innigkeit und Sympathie sie betrachten. Auch bedarf er keiner geringen Portion Phantasie, um die düsteren Schaustücke seines Berufes in einem heiteren Lichte zu erblicken. Aber er muß sich hüten, diese bilderreiche Schöpferin nicht über den ernsten Gedanken den Meister spielen zu lassen. Seine Vernunft muß die Kunst verstehen, der begeisterten Phantasie die Flügel zu stutzen, sie gleichsam einzuschläfern, wenn es sich um thätiges Leben und nachdrückliches Wirken handelt. Nur wenn er nach vollbrachter Mühe des Tages in sein stilles Kabinet tritt, möge ihm die Phantasie seinen Beruf verschönern, und ihn zu neuer Arbeit stärken.

IV.

Darum sind Musik und Poesie dem Arzte die süßeste und nothwendigste Erholung. — Aber auch Philosophie kann ihm Musik werden — wie dem Sokrates bei Plato — und Poesie ist ihm Alles, was seine Seele über das gewöhnliche Treiben und Streben der Alltagsmenschen erhebt. Oft ist das Aufzeichnen eigener oder das Fortspinnen fremder Gedanken die schönste Poesie-Schöpfung im Geiste.

V.

Einem großen Arzte ist Vieles möglich; nur zwei Dinge vermag auch der Scharfsinnigste nicht: Daß der Kranke, den er zu heilen übernimmt, nicht zweifelsüchtig am Arzte gemacht werde -- und daß die Umgebungen alles Das bei dem Kranken ausführen, was er mit Wärme ihnen ans Herz legt. Der unerfahrene Arzt vermag beides noch weniger, besonders wenn es ihm nur um die Kundschaft zu thun ist. Denn unter seiner Anordnung eilt Jeder sich den guten Erfolg zuzueignen, die Maßregeln nach Gutbefinden einzuleiten, und denkt, er verstehe es so gut als der Unerfahrene, den er heimlich verlacht.

VI.

Das größte Spottgedicht auf die Reichen machen ihre Prachtzimmer, wenn sie in denselben darniederliegen. Alles, was sie da vor sich stehen und hängen sehen, erinnert sie an Ueberfluß, Luxus, Ausschweifung, kurz an die Quelle ihrer Leiden; Alles predigt da dem kranken Besitzer, der dem blendenden Geräth kein vertrauliches, menschliches Verhältniß abgewinnen kann, tiefe Reue über Vergangenheit. Alles scheint da so unnöthig und überflüssig zu sein, daß man sich wundert, wie man wegen des Erwerbes solchen Ueberflusses sich abbemühet, und sich gleichzeitig ärgert, daß aller eitle Prunk dennoch nicht helfen kann.

VII.

Es gehört viel dazu, daß sich ein Arzt, der die Wahrheit liebt, und dem, wie man zu sagen pflegt, das Herz leicht überfließt, in der Gunst des Publikums erhalte. Besonders schwer wird er sein Glück bei der großen Welt machen. Hatte er noch das Unglück, die Masken der feinen Welt aus Unerfahrenheit für Wahrheit zu nehmen — oder ist er durch den moralischen Panzer, der sein Herz umgiebt, aller geschmeidigen Nachgiebigkeit, aller feineren Politesse unfähig, und dabei edel, rasch fühlend, offen, wahrhaft und bieder, so will ich ihm Glück wünschen — ob er es aber machen wird, ist eine andere Frage. Alle großen Aerzte haben es redlich mit der Menschheit gemeint, ihr auch große Wahrheiten gesagt — aber ihr Bitteres, wie in Recepten immer in etwas Syrup eingehüllt. Der Mensch kann nun einmal die Wahrheit ohne Oblate nicht hinunterschlucken.

VIII.

Schlaflosigkeit ist zwar ein qualvoller Zustand — sie hat aber das Gute, daß sie zum Nachdenken über begangene Thorheiten anregt. Für manchen lustigen Bruder ist sogar

dieses ernste Nachdenken über sich selbst das beste Mittel, um wieder einzuschlafen. Wie so? Es erregt ihm Langeweile, und diese macht bekanntlich schlaftrunken, wie Opium.

IX.

Wenn ich an Markttagen die großen und schwerbelasteten Körbe voll Eß- und Naschwaaren von den schweißtriefenden Dienstmädchen ihren Frauen mühsam nachschleppen sehe, so denke ich immer: An diesem Korbe wird vielleicht mancher Arzt zu tragen und zu schwitzen haben, und noch schlimmer als die Magd dabei fahren. Denn diese kann ihn niederstellen, kann seufzen, sich den Schweiß abwischen, sogar etwas mitnaschen, oder schon beim Einkauf ihren Nutzen ziehen. — Der Arzt muß aber die lästigen Folgen des Korbes stets forttragen, unter ihrem Drucke heiter lächeln, den Schweiß ignoriren, und — zuletzt noch mit leeren Händen weggehen. Darum ist er aber auch servus servorum.

X.

Ein berühmter Humorist meint: „Junge Recensenten und junge Aerzte sind gewöhnlich blutdürstig.“ Mir scheint, der Blutdurst Beider unterscheidet sich wohl ihrer Tendenz und Ansicht nach gewaltig von einander. Der junge Arzt lechzet nach Blut, um — zu heilen; der feurige Recensent, um seine Beißwuth zu befriedigen. Ist es billig, die armen jungen Aerzte, die ohnehin an so vielen Mode-Pathien leiden, noch öffentlich blutdürstig zu nennen? Sie noch mehr als es die Zeit schon thut zu verdächtigen? Wäre Humor nicht auch ein Heilmittel, er könnte es durch solche Aeußerungen mit der ganzen Zunft verderben.

XI.

Wenn das nichtärztliche Publikum wüßte, wie das bloße Anerkennen des wirklichen Verdienstes des Arztes

um die Menschheit dessen Herz erhebt, sein ganzes Dasein innig erfreut und beseligt — wie es dem Arzt alles Bittere und Mühsame seines Standes vergessen läßt, und ihm die schwerste Arbeit versüßt, seine Geisteskraft hebt, und zur Erfüllung seines Berufes desto inniger antreibt — gewiß, es wäre gegen den Arzt und seine Leistungen gerechter, und gegen die einzelnen Schwächen seiner Kunst milder. Wer gewinnt durch das erhöhte Selbstbewußtsein des Arztes und durch die bessere Stellung desselben in der Gesellschaft am meisten? Ich glaube zuerst der Kranke! Durch fremde Anerkennung gehobenes Bewußtsein der Würde seines Berufes erhöht sich die sittliche Kraft des Arztes — und dabei kann nur das nichtärztliche Publikum gewinnen. Aber es gehören so viele glückliche Umstände von Seiten des Arztes und des Publikums dazu, damit die Kunst des Ersteren anerkannt, noch mehr, daß sie belohnt werde, — daß die Ausübung derselben zu den schwersten und dornenvollsten gehört, und darum auch nicht jenen guten Erfolg haben kann, den ich jedem redlichen und thätigen Arzte so herzlich wünsche.

XII.

Wer auf schlecht gestimmten Instrumenten spielen will, der predige dem Gesunden beim Champagner-Glase die Lehren der Diätetik — oder mache dem schwer Erkrankten Vorwürfe über das Selbstverschulden seiner Leiden.

XIII.

Die traurigste Erfahrung, die ein junger Arzt machen kann, ist, wenn er bei schweren Krankheitsfällen mit einem berühmten Arzte zusammenkommt, von demselben Rath und Hilfe erwartet, durch nähere Bekanntschaft mit dem hochgepriesenen Manne aber die Entdeckung macht, dieser sei der großen Kuren unfähig, die man ihm nacherzählt, und

die ihm doch den Ruhm und die Unsterblichkeit in der Ferne zusichern. Der junge Mann kennt noch nicht die Wege, auf denen man Lorbeeren bricht, ohne sie zu verdienen, und murrt in seinem Herzen über die Launen der Menge. Die bittere Wahrheit giebt ihm endlich über das Wesen der Menschheit und über Das Licht, was ihr Schicksal leitet. Ein blinder Zufall scheint ihm in der Welt zu herrschen — und die Würde der Kunst sinkt in seinen Augen. Aber welch heiliger Schauer durchdringt den jungen Künstler, wenn er am Krankenbett einen wirklich großen Arzt kennen lernt, der seines Ruhmes würdig ist. Da erwacht sein Streben von Neuem — da lebt sein Glaube an Kunst und Menschheit wieder auf, und lächelnd sieht er auf die verwirrende Thorheit der Menschen herab, die so schwer den großen Arzt vom berühmten Arzt zu unterscheiden versteht.

XIV.

Die Macht des Gemüthes zur Linderung der Schmerzen drückt einer unserer geistreichsten Schriftsteller sehr schön aus, indem er sagt: Tretet einem Hofmann, der das Podagra hat, auf den kranken Fuß, er wird euch verzeihen, wenn es darum geschieht, ihm Platz zu machen, und er dadurch nur um die Länge des schmerzenden Fußes seinem fürstlichen Gönner näher zu stehen kommt. Ja, er wird euch, geschmeichelt von der erzeigten Ehrerbietung, unter dem ärgsten Schmerz noch zulächeln."

XV.

Es hat Zeiten gegeben, wo Aerzte nicht ohne Brechmittel und Lanzette das Haus verließen — es hat andere gegeben, wo sie nicht ohne Moschus, Kampher und Wein ausgegangen — noch andere, wo sie Amulette stets am Leibe trugen. — Wo sind alle diese Zeiten hingekommen? Das Wasser hat sie alle weggeschwemmt.

XVI.

Viele Menschen urtheilen über Kunst und Wissenschaft des Arztes, ohne je in ihrem Leben daran gedacht zu haben, was Kunst und Beruf des Arztes für Kämpfe mit sich führen. Woher dieser Leichtsinn? Mit ängstlich wichtiger Miene wird mit dem Schneider die neueste Mode besprochen — aber nie ein Arzt zu Rathe gezogen, ob dieß Neue nicht für die Gesundheit verderblich sei. Woher dieser Leichtsinn? Auf beide Fragen antwortet die Weltmaxime: „Was geht uns das Innere an? das Aeußere macht den Menschen."

XVII.

Ich habe bleichsüchtige Mädchen gekannt, die während der Reconvalescenz dem Arzte ihre Dankbarkeit durch eine feine Handarbeit bezeugten, und dabei so viel saßen, daß sie einen neuen Keim zur Bleichsucht legten. Ich habe Trinker gekannt, die nach einer schweren Krankheit, die sie in Folge des Trunkes glücklich überstanden, eine Tafel gaben, dabei ziemlich tief ins Glas guckten, und wieder erkrankten. So ist oft die Freude wegen glücklich überstandener Leiden die erste Anregung zu neuen Leiden.

XVIII.

Tolerant gegen menschliche Thorheiten und Schwächen zu sein, hat Niemand mehr Grund als der Arzt. Er weiß und erfährt es jeden Tag, wie sehr körperliches Leiden seine Rechte auf die Seelenstimmung geltend macht; daß die Gränzen des freien Willens und der physischen Nothwendigkeit so schwer bestimmbar, so fein gezogen sind, daß man eher zu nachsichtig als zu streng mit den Verirrungen des Nebenmenschen sein sollte. Milde und Vorsicht im Beurtheilen moralischer Schwächen ist die schönste Frucht ärztlicher Erfahrung.

XIX.

Auch Aerzte haben ihre Toilettenkünste. Das Publikum will immer etwas Neues, will die Heilmethoden stets geputzt, geschminkt und in einem frischen Mode-Anzuge sehen — und so sitzen die Söhne Aeskulaps fleißig am Putztische, wenden die arme, gutmüthige Kunst bald hin, bald her, besehen sie fleißig im Spiegel der Zeit, um nur dem schaulustigen Publikum etwas Neues aufzutischen. Aber dieses weiß nicht, daß es immer die alte Matrone ist, die nur das alte Kostüm ab- und frische Schminke aufgelegt hat. Mundus vult decipi, ergo decipiatur.

XX.

Es giebt Menschen, die tief seufzen, um desto freier athmen zu können, während Manchem ein zu freier Athemzug tiefe Seufzer kostet. Unsere Tanzsäle geben den Commentar.

XXI.

Zwei Perioden des Lebens hat der Arzt am meisten zu fürchten. Die des Austritts aus der Schule und die des hohen Alters. In jener ist ihm Alles leicht, sein noch unerfahrener Geist läßt sich von seinem menschenfreundlichen Herzen zu kühnen Heilmaßregeln fortreißen — in der Periode des hohen trägen Alters machten oft gescheiterte Heilpläne sein Herz kalt, seine Thatkraft lahm, seine Kunst ängstlich. Die Mitte zwischen zuversichtlicher Kühnheit und matter Furchtsamkeit hält das kräftige, reife Mannesalter; diesem würde ich mich am liebsten anvertrauen. Große Aerzte bleiben sehr lange in dieser Periode.

XXII.

Wenn die Laien nur zwei Sprichwörter als wahr anerkennen und darnach handeln wollten — so wäre es um die Existenz der Aerzte und Apotheker geschehen. Diese zwei

Sprichwörter heißen: „Ordnung ist das halbe Leben", und „Trau, schau, wem?" Man kann wirklich alle Kranken in zwei Hauptklassen eintheilen. Bei der einen Klasse war „Unordnung das ganze Leben," die andere „traute, ohne zu schauen wem?" Möchten die Menschen wenigstens zur Zeit, wo sie krank sind, obige Sprichwörter beherzigen: sie wären gegen die Vorschrift des Arztes folgsamer, ordentlicher — und bei der Wahl desselben auch vorsichtiger.

XXIII.

Religiöse Schwärmerei ist oft Folge des Müßiggangs. Dieser erzeugt Armuth, Noth, Elend — man klammert sich an jede noch so schwache Hoffnung, und da diese oft und leicht scheitert, so verzweifelt man an sich und der Mitwelt, und man giebt sich einer höhern Macht anheim. Diese fordert den ernsten Rückblick in unser Inneres, dessen mahnende Stimme aber der Schuldbewußte flieht. Was giebt ihm endlich Trost? Er wird ein religiöser Schwärmer. Nicht Thätigkeit, sittliche Besserung und Selbsterhebung im Vertrauen auf Gott — seine Phantasie soll ihm den Himmel erschließen.

XXIV.

Das Vertrauen des Laien zum Arzte hängt oft an einem so zarten Faden, daß der geringfügigste Umstand den angebeteten Arzt verhaßt — den früher unbeachteten schnell beliebt machen kann. Diesen Faden spinnen nicht bloß Zeit und Umstände, sondern auch die Parzen. Glücklich der Arzt, dem diese bis ans Lebensende günstig sind. Mit ihrer Gunst wächst sein Selbstvertrauen, sein Glück, sein Ruhm!—

XXV.

Schwätzer, welche die Verschwiegenheit eines Arztes loben, sind oft die größten Verläumder ihrer Nebenmenschen.

So Mancher, dem es mißlungen, den redlichen Arzt zum Vertrauten seines Herzens zu machen, spricht mit wichtiger Miene von der Krankheit seines Nächsten, und bedauert, von dem verschwiegenen Arzte nicht Näheres erfahren zu können. Der Zuhörer faßt Argwohn — und das Stadtgespräch ist fertig. Zwei Worte, die dann in aller Mund sind — Arzt und Verschwiegenheit — reichen oft hin, um das Glück und die Ruhe ganzer Familien zu verdächtigen — zu zerstören.

XXVI.

Zu den Sonderbarkeiten unserer Zeit gehört auch, daß, während sonst das Wasser abgekühlt hat, es jetzt die Gemüther erhitzt, und zu den lebhaftesten Discussionen Anlaß giebt, Es giebt Wasserfreunde, die unter dem Genusse dieses erfrischenden Getränkes so warm werden können, daß sie Arzt und Apotheke zum T..... wünschen. Ein wahrer Verehrer des Wassers sollte ruhig, sanft, milde, und gegen Andersdenkende, die etwas wasserscheu sind, duldsamer sein.

XXVII.

Die folgsamsten Patienten sind gewöhnlich Jene, die sich nicht um das „Warum" der ärztlichen Vorschriften, sondern um das „Wie", d. h. um die Ausführung derselben bekümmern; schwerer sind schon die fragesüchtigen zu befriedigen, die von jedem Schritte des Arztes Rechenschaft fordern. — Die schlimmsten Kranken sind jedoch Jene, die selbst Hand anlegen, oder gar klüger sein wollen, als die Kunst. Da wird hin und her gezerrt, der armen Natur wird bange, sie wird scheu, läuft davon, und — läßt die kalte Leiche zurück. Die ganze Geschichte wäre zum Lachen, wenn sie nicht auch höchst tragisch wäre.

XXVIII.

„Man lebt nur einmal," ruft die Liederlichkeit, indem sie sich in den Häusern der Freude herumtummelt. „Man

lebt nur einmal," seufzt dann später der erschöpfte Weltling, und bietet Gold um verlorene Gesundheit. So haben Leichtsinn und Verzweiflung einen Wahlspruch, so dienen beide unter einem Panier.

XXIX.

Willst du wissen, ob du schon Wahrheit zu ertragen gelernt hast? Zähle ruhig deine grauen Haare, deine Runzeln, deine zurückgelegten Jahre. Du bist verstimmt — fliehst den Spiegel — willst Alles, nur nicht alt sein — ich begreife deine Selbsttäuschung, aber für die Wahrheit bist du noch nicht reif!

XXX.

Das Sprichwort: „Die Kunst geht nach Brot," war ehemals wahr; jetzt läuft sie nach Brot.

XXXI.

Arbeit ohne Ruhe ist bei Weitem nicht so gefährlich, als Ruhe ohne Arbeit.

XXXII.

Herz und Gehirn haben Kammern. Warum? Um das Heiligste zu bewahren — Geist und Gemüth.

XXXIII.

Ich kenne Menschen, deren Geist eine sitzende Lebensart geführt, und dadurch an geistigen Anschoppungen krank geworden.

XXXIV.

Die meisten Recensenten leiden an der Bleichsucht. Man sagt, daß auch Aerzte nicht frei von dieser Krankheit sein sollen. Wer kennt nicht die edle Menschenliebe und das Bestreben, die grösten Leistungen seiner Collegen zu verbleichen?

XXXV.

Wenn das Haupt einer zahlreichen Familie erkrankt, sind schon die Folgen unberechenbar, und die Lage des Arztes kritisch; wenn ein großer Monarch erkrankt — wer vermag die Folgen zu berechnen — wer die Lage seines Arztes zu begreifen?

XXXVI.

Der Arzt soll taubstumm sein; taub für die launig-mürrischen Ausbrüche der Kranken — stumm für die geheime Geschichte derselben, — taub gegen Lob und Tadel — stumm, wenn Charlatane an allen Ecken predigen. Und doch muß er schnell und scharf hören — mit Kraft und Muth reden können!

XXXVII.

Schmeichelei aus dem Munde des Arztes ist Gift; sie huldigt dem Laster, legt Schminke auf des Wüstlings Wange, und schläfert ein wie Mohnsaft. Da träumt man die süßesten Dinge, und wenn man erwacht, fühlt man erst, wie grausam die Täuschung war.

XXXVIII.

Was vermag das tiefste Denken gegen den schwächsten Kitzel eines Nerven? — was vermag alle Macht physischer Reize gegen die schützende Gewalt eines großen Gedankens? So ist der Mensch voll Widersprüche und seine Natur das unauflösbarste Räthel.

XXXIX.

Für Manchen schlägt die Stunde sehr früh — er hört sie nicht schlagen, — Mancher hört sie immer schlagen, — ohne daß sie schlägt. Jenes ist Leichtsinn — dieses Hypochondrie. Beide sind schwer vereinbar. Doch, treten sie vereint auf — dann sind sie Vorläufer des Wahnsinnes oder Selbstmordes.

XL.

Oft geht dem Arzte erst dann ein Licht über die Natur der Krankheit, die er behandelt, auf, wenn dem Patienten das Licht seines Lebens schon untergegangen ist. Möchten doch alte erfahrene Aerzte dieß beherzigen, und jüngeren Kunstgenossen ihr Licht öfter, als es leider zu geschehen pflegt, leuchten lassen*)

XLI.

Sagt der Kranke dem Arzte immer die Wahrheit? Sagt der Arzt immer dem Kranken die Wahrheit? Diese wechselseitige Täuschung hat gewiß viel Unheil gestiftet; aber gewiß auch viel Gutes.

XLII.

Wehe dem Arzte, der, wie ein Seefahrer auf der Sandbank, auf den in der Schule erworbenen Kenntnissen sitzen bleibt. Der Arzt wirkt auf die und lebt mit den Menschen seiner Zeit, er muß also diese erkennen und auffassen, — aber dieß wird er nur, wenn er von Zeit zu Zeit einen Abschluß mit sich selbst macht, und mit seinem Zeitalter gleichen Schritt hält.

XLIII.

Ehemals haben die Aerzte geklagt, daß man sie nicht einmal des Nachts schlafen lasse — jetzt hört man sie klagen, daß man sie nicht einmal bei hellem Tage stört. — Ehemals fürchteten sie die Glocke, die sie zu den Patienten um Mitternacht rief — jetzt können sie nicht einschlafen, weil sie keine Glocke weckt. So ändern sich die Zeiten — und wir leider nicht mit ihnen.

---

*) „Erranti qui comiter monstrat viam, quasi lumen de suo lumine accendat, facit. Nihilominus ipsi lucet, quamvis alteri luceat," sagt irgendwo ein römischer Schriftsteller, wenn ich nicht irre, Ennius.

XLIV.

Ein Arzt darf nicht paradox sein, nicht einmal in seinem Anzuge. Ein kleines Versehen stempelt ihn zum Sonderling, und das Zutrauen seiner Kranken ist hin! Aber mit Para-, Ortho- und Heterodoxen umzugehen, das muß er verstehen, sonst artet aller Glaube an seine Kunst in den schrecklichsten Unglauben aus.

XLV.

Die schnelle Erkenntniß einer gefahrdrohenden Krankheit ist der Probierstein eines guten Arztes. Das gewöhnliche Curiren ist ein grober Artikel; der curirt in diesem, der andere in jenem Schlendrian; der Eine ist ein Anhänger dieser — der Zweite ein Enthusiast für eine andere medicinische Theorie, und doch kommen Alle zu einem Heilresultate, weil die Mutter Natur die Fehler ihrer heilkundigen Söhne gern in der Stille ausgleicht. Allein eine ganz andere Sache ist es, wenn es sich um Heilung einer Krankheit handelt, die einzig und allein vom Arzte, der sie richtig erkennt, geheilt werden kann. Bei schwerem Gewitter lernt man den Steuermann kennen.

XLVI.

Große Spitäler nützen der leidenden Menschheit nicht bloß dadurch, daß darin viele Kranke geheilt und eine Masse von Erfahrungen für alle künftigen Zeiten ausgebeutet werden, sondern auch und vorzüglich dadurch, daß sie einen Barometer für den herrschenden Genius der Krankheiten abgeben. Die ersten leisen Anklänge einer im Anzuge begriffenen Seuche sind dem Spitalarzte oft am frühesten hörbar, theils weil die sonst schwachen Schallstrahlen sich hier, wenn ich so sagen darf, durch die Menge zum vernehmlichen Tone concentriren, theils weil die Sprache der Natur daselbst nicht durch das Getöse der Umgebung übertäubt

wird. Diese Wahrheit gilt auch bei Irrenhäusern; diese sind ein wahrer Maßstab der Leidenschaften, die das Zeitalter beherrschen.

XLVII.

Jedes Jahrhundert bringt neue und ihm eigene Krankheitsursachen — aber nicht immer neue Heilmittel hervor. Jedes Jahrzehend erzeugt neue Systeme der Heilkunde, aber nicht immer Fortschritte in derselben; jedes Jahr bereichert uns mit Erfahrungen — aber sie sind nicht immer für den Ruf und Beruf des Arztes günstig und erhebend. Was soll man aber dazu sagen, daß an jedem Tage und zu jeder Stunde neue Heilmittel ausposaunt, neue Wundercuren erzählt werden, und dennoch die leidende Menschheit nie mehr mit den Aerzten zerfallen war, als eben jetzt?

XLVIII.

Würden nur alle die Menschen wirklich gesund, die jährlich in den medicinischen Journalen geheilt werden — es dürfte kaum ein Kranker für den nächsten Jahrgang übrig bleiben. Leider sind die Patienten nicht so geduldig, wie das Papier — daher sterben sie, oder gehen zu einem anderen Doctor.

XLIX.

Nähme mit dem steigenden Mißtrauen der Nichtärzte gegen die hippokratische Kunst das Vertrauen der Aerzte zu eben dieser Kunst und zu sich selbst in gleichem Verhältnisse zu — es stünde nicht so schlecht um die Söhne Aeskulaps; sie bildeten einen Phalanx, der früher oder später durchdränge. Aber die Aerzte selbst benützen das unschlüssige Wesen des Laien gegen die Kunst und ihre Jünger, und schütten das Bad mit dem Kinde aus.

Mediciniſche Länder- und Völkerkunde.

II.

Von den Ländern des ostindischen Archipels*)

Dem Deutschen, welcher die Länder des ostindischen Archipels bereist, wird es gewiß stets sehr auffallen, daß die in jenen Ländern herrschenden Krankheiten in seinem Vaterlande wohl dem Namen, aber nicht ihrem Charakter nach, welcher von dem der gleichbenannten Krankheiten in Europa wesentlich verschieden ist, bekannt sind. Es muß dieses aber um so mehr befremden, wenn man erwägt, daß in den Ländern des ostindischen Archipels viele deutsche Aerzte sich aufhalten, und daß in den letztverflossenen 15 Jahren wenigstens 100,000 Deutsche an den dort einheimischen Seuchen gestorben sind. Der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes theilt daher die bei einem mehrjährigen Aufenthalte im ostindischen Archipel in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen in dem Folgenden mit.

*) Aus der Zeitschrift: „Das Ausland." März 1841.

Unter allen Seuchen, welche in den Ländern des ostindischen Archipels am häufigsten vorkommen, steht die Dysenterie, von den sich dort aufhaltenden Europäern gewöhnlich Blutdiarrhöe, und von den malayischen Eingebornen, Sakit Porak genannt, oben an. Von dieser Krankheit bleibt selten ein Mensch verschont, welcher einige Jahre auf den Sundischen, Molukkischen, Philippinischen oder Bali-Inseln gelebt hat. Am fürchterlichsten zeigt sich aber diese Seuche den neuangekommenen nordöstlichen Fremdlingen (Europäern und Negern aus Guinea), da wenigstens der vierte Theil derselben im ersten Jahre ein Opfer dieser Krankheit wird. Als Ursache dieser Seuche muß der Genuß des Wassers, vieler Früchte und Erkältung angesehen werden.

Der Europäer achtet gewöhnlich den ersten und zweiten Tag der Diarrhöe nicht, und trinkt das aus Flüssen oder Cisternen geholte Wasser, um den immer heftiger werdenden Durst zu löschen, fort. Gewöhnlich zeigt sich dann schon den dritten Tag Blut bei den Fäces.

Es erfolgen heftige Leibschmerzen, hauptsächlich aber Schmerzen im Mastdarme, welcher sich beim Stuhlgange mit herausdrückt. Die Leibschmerzen werden von Tag zu Tag heftiger, der Patient von Tag zu Tag schwächer, und die Diarrhöe wird so stark, daß der Kranke nicht selten 70—80 mal an einem Tage zu Stuhle gehen muß, wodurch sein Körper so ergriffen wird, daß er jeden Athemzug und jedes Wort, das er laut spricht, durch den ganzen Körper fühlt.

Auch hat derselbe Beschwerden bei dem immer seltener werdenden Uriniren.

Die dortigen europäischen Aerzte verordnen als Heilmittel in den ersten Tagen Abführungsmittel, lassen 20—30 Stück Blutegel auf den Bauch und 8—12 auf den Hintern setzen, verbieten den Genuß des Fleisches, der geistigen Getränke, des Wassers, der gewürzten, fetten und sauren Speisen, lassen Bupur (Reisbrei) in warmen Umschlägen

auf den Leib legen, um die von den Blutegeln gemachten Wunden beim Bluten zu erhalten, und geben kalte Klystiere. Erst nach einigen Tagen erhält der Kranke Medicin, um Stopfen und Stärkung zu bewirken.

Reiswasser (Wasser, in welchem Reis gekocht worden ist) ist das allein gestattete Getränk des Patienten. Die eingebornen malayischen Aerzte geben als Hülfsmittel nur Opium, empfehlen das Opiumrauchen und verordnen, daß der Kranke am ganzen Körper geknetet werde (welche Manipulation Pietjäk genannt wird), lassen ihn aber, außer geistigen Getränken, genießen was er will.

Bei der Kur der erstern zeigt sich die Krankheit gleich so, daß man nach einigen Tagen schon bestimmen kann, ob der Patient in einigen Tagen wieder genesen oder ein Opfer dieser Seuche in eben so kurzer Zeit werden wird, während bei der Kur der letztern der Kranke noch Monate lang am Leben erhalten wird. Ansteckend ist die Krankheit nicht.

Die fürchterlichste aller Seuchen im ostindischen Archipel ist aber die Cholera — dort Colére morbus von Europäern, von den malayischen Eingebornen Sakit Schedan, d. i. Teufelskrankheit, genannt — welche einer großen Menge Menschen alljährlich das Leben raubt, und von welcher namentlich neuangekommene Europäer und die Bewohner der Seestädte befallen werden.

Die Cholera zeigt sich in jenen Gegenden auf drei Arten: als ein den Tod ohne alles Vorgefühl unvermerkt herbeiführender Krampf. Oft im Gespräche, bei Belustigungen und der Arbeit fallen Menschen todt nieder, auch ohne nur den mindesten Laut von sich zu geben, und erst nachher ziehen sich deren Glieder krampfhaft zusammen. Diese Cholera kommt in den Gegenden, wo viele Gewürze und Pfeffer wachsen, wie auf Sumatra und den Molukkischen Inseln, am häufigsten vor. Die zweite und eine weit mehr gefürchtete Art der Krankheit fängt mit einem Krampf in

den Fußzehen und Fingern an; der Krampf wird immer heftiger, und verbreitet sich erst in Hände, Arme und Füße, und von da aus in den ganzen übrigen Körper. Je weiter sich der Krampf in den Körper verbreitet, desto heftiger wird er, und endlich wird er so stark, daß er die Ellenbogen des Patienten nach vorne, die Knie nach hinten, und das Gesicht auf die Seite dreht, auch einen wohlbeleibten Menschen binnen wenigen Stunden zum Skelett abzehrt. Europäische Aerzte lassen den Patienten mit wollenen Decken umwickeln und mit Wärmflaschen erwärmen, oder verordnen ein heißes Bad, um den Kranken in starken Schweiß*) zu bringen, und geben ihm nun Pfeffermünze ein. Die eingebornen Aerzte lassen den Patienten am ganzen Körper drücken, die Gliedmaßen ausdehnen, so wie auch bei den Haaren ziehen. Besonders an den Theilen, wo der Krampf heftig ist, muß sehr gedrückt und gezogen werden, bis derselbe aufgehört hat. Unterdessen wird der Körper mit Cocosöl, das mit gestoßenen Gewürzen vermengt worden ist, bestrichen. Der Kranke, welcher während des Krampfes nicht selten 20—25 Pfund Fleisch seines Körpers verloren hat, befindet sich nach demselben in einem sehr schwachen und bewußtlosen Zustande, und fällt in Schlaf, aber selten nur, um wieder zu erwachen; denn kaum der vierzigste Theil der von dieser schrecklichen Seuche Befallenen überlebt den ersten Tag. Haben sie aber einmal diesen überlebt, dann ist ihnen auch geholfen. Merkwürdig ist, daß bei der Kur der Eingebornen mehr Cholerakranke als bei der der europäischen Aerzte am Leben erhalten werden. Am häufigsten kommt diese zweite Cholera-Art auf den Inseln Borneo und Banka und auf der Nordküste

*) Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß Cholerakranke, wenn ein Theil ihres Körpers, z. B. eine Hand oder Finger, nicht in Schweiß gebracht wurden, bei der etwaigen Genesung steif blieben.

Java's vor. Die dritte und gewöhnlichste Choleraart besteht in einem Krampfe im Unterleibe, welcher immer heftiger wird, wenn man sich legt, und den Körper zusammenzieht. Als ein probates Mittel wird deßhalb empfohlen, immer auf den Beinen zu bleiben, und sich so viele und schnelle Bewegung als möglich zu machen. Die Aerzte verordnen bei dieser Art der Cholera die bei der zweiten Cholerakrankheit angegebenen Heilmittel. Nach dem Krampfe tritt auch hier Schlaf ein, und nach dem Erwachen ist der Kranke abgemagert und kraftlos, fühlt aber einen bedeutenden Appetit, und ist kaum zu sättigen. Europäische Aerzte geben daher die strengsten Befehle, daß der Patient nur wenig zu essen bekomme, damit sich der schwache Magen erst langsam wieder an die Verdauung gewöhne. Die eingebornen Aerzte lassen ihre Patienten essen und trinken, was sie wollen. Kaum der vierte Theil der von dieser Cholera befallenen Europäer und Afrikanischen Neger, und kaum die Hälfte der von ihr befallenen Malayen und Chinesen überleben die ersten drei Tage.

Als Ursache dieser furchtbaren, jedoch nicht ansteckenden Seuche wird Verschiedenes angegeben. Einige wollen den ungesunden Nebeln, Andere den vielen sumpfigen Reisfeldern, noch Andere der Atmosphäre die Schuld geben. Dieses sind indeß alles nur Vermuthungen und die eigenthümliche Ursache ist wohl noch nicht bekannt. Uebrigens ist man aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß Kinder und Frauen seltener wie Männer, schwächliche Menschen seltener wie rüstige, und stets Betrunkene seltener wie nüchterne Leute von der Cholera befallen werden. In den Gebirgsgegenden kommt die Cholera weit seltener wie in den Ebenen vor. Bei der Section der an der Cholera Gestorbenen bemerkt man, daß Lunge, Leber, Milz und Herz sehr weich sind.

Eine ganz eigenthümliche Krankheit in den Ländern des ostindischen Archipels ist die der Amok, von der bis

jetzt nur Chinesen und Malayen befallen worden sind, weil sie eine Folge des übermäßigen Opiumrauchens ist, welches Laster sich die Europäer Gottlob noch nicht angewöhnt haben. Der Opiumraucher, welcher von dieser Seuche befallen und alsdann Amok oder Mok genannt wird, sitzt eine halbe Stunde lang stumm und starr vor sich hinsehend da, alsdann zeigen sich Symptome von Wuth; er fängt an mit den Zähnen zu knirschen, der Schaum tritt ihm vor den Mund und mit einemmale springt er auf, greift nach Waffen, verwundet oder ermordet wohl gar seine nächste Umgebung, gleichviel ob es seine Angehörigen oder Fremde, ob Feinde oder Freunde sind, läuft nun ins Freie hinaus, immer gerade aus, und schlägt, beißt, tritt oder stößt Jeden, welcher ihm in den Weg kommt. Nur großen, hervorstehenden Gegenständen, wie Häusern, Bäumen, Steinen u. s. w. weicht der Amok aus, fürchtet aber das Wasser nicht, weshalb er seinen Weg oft in Flüsse und in die See nimmt.

Als Heilmittel werden bei den Amoks Begießen mit Wasser und andere Kühlungsmittel mit Erfolg angewendet; allein bei Demjenigen, welcher schon einmal von dieser Krankheit befallen war, wiederholen sich derartige Krankheitsanfälle nicht selten. Ein cholerisches Temperament ist für die Amokkrankheit, welche auch nicht ansteckend ist, weit empfänglicher wie ein phlegmatisches. Die Amokkrankheit kommt auf Celebes, Ceylon und den Philippinen öfters als in andern malayischen Ländern vor*).

Durch Erkältung, Unmäßigkeit, feuchte Wohnungen, hauptsächlich aber durch Strapazen werden auf den ostindischen Inseln oft Fieber erzeugt, welche der Malaye Sakit demum

*) In den ostindischen Besitzungen der Niederländer und Spanier darf jeder Amok, gleichviel auf welche Art, getödtet werden. Polizei und Militär sind angewiesen, die Amoks unverzüglich zu tödten.

nennt. Obschon Anfangs diese Fieber einen nicht lebensgefährlichen Charakter haben, so sterben doch sehr viele Menschen daran; denn die Unkunde der Aerzte und Mangel an guten Medicamenten — lassen es nicht zu, daß der Kranke von dem dreitägigen Fieber, welches das gewöhnlichste ist, befreit werde. Davon zum Skelett abgezehrt, sterben Viele nach monatelangen Leiden. Nur zu Batavia und Palembang (auf Sumatra) herrscht ein eigenthümliches, bösartiges Fieber, das batavia'sche Korts genannt, welches sich am öftersten beim Eintritt der guten Monsun (trockene Zeit) im Monat April zeigt und das die Patienten in den ersten drei Tagen dahin rafft.

Durch den Mondschein werden in jener Gegend ebenfalls Krankheiten, die von den Malayen Kanal bulsug genannt werden, erzeugt. Wenn nämlich der Kopf, Hals, Arm oder ein Bein des schlafenden Menschen vom Monde beschienen wird, so bekommt derselbe heftige Kopfschmerzen, und das vom Monde beschienene Glied schwillt auf und bekommt große Beulen, welche, bevor sie sich öffnen und die darin enthaltene Unreinigkeit entfernt ist, sehr viele Schmerzen verursachen, und eine Monate lange Kur nöthig machen.

Durch mehrere Monate anhaltende Trockenheit, häufigen Genuß der geistigen Getränke und des Opiumrauchens wird in der trockenen Zeit (vom Monat April bis Novbr.) eine Augenkrankheit erzeugt, die von den Eingebornen Sakit Mata genannt wird. Der Kranke fühlt erst ein Brennen in dem einen, alsdann in beiden Augen; das Reiben mit baumwollenen Tüchern oder den Fingern führt gar bald Entzündung herbei. Die Augenlieder schwellen auf, und das Auge ist, schon ehe das Brennen gefühlt wurde, roth geworden. Gewöhnlich kann der Patient nach den ersten 24 Stunden nicht mehr sehen und die Augen nicht mehr öffnen. Europäische Aerzte verordnen strenge Diät, Fußbäder, lassen Blutegel an die Schläfe setzen, Spanischfliegen- oder

Senfpflaster hinter die Ohren, auf den Nacken und auf die Waden legen; auch wird Bupur in Tücher gewickelt auf die Augen gelegt, und der Patient muß auch noch Laxanzen einnehmen. Die eingebornen Aerzte geben starke Abführungsmittel, verbieten das Opiumrauchen, und lassen gekochte Theeblätter auf die Augen legen.

Durch Nebel und Wind werden zuweilen die Bewohner ganzer Distrikte von noch ganz unbekannten Krankheiten befallen, so z. B. im Jahre 1831 auf Java, in den Provinzen Diocjakarta und Bagtran, wo zwei Drittheile der Bevölkerung in einer einzigen Nacht Halsschmerzen bekamen und heiser wurden.

Leberkrankheiten kommen auch zuweilen vor, sind aber in jener Gegend nicht leicht zu heilen, weshalb im niederländischen Indien dem an solcher Krankheit leidenden Staatsdiener ein Urlaub nach den Niederlanden und freie Ueberfahrt dahin von Seiten des Gouvernements ertheilt wird.

Rheumatische Uebel kommen in den Ländern des ostindischen Archipels öfter wie in Europa vor, und es leiden unverhältnißmäßig viele junge Leute, namentlich Militärs, daran, weshalb in den Strapazen und der Unmäßigkeit wohl der Grund ihrer Entstehung zu suchen ist. Die europäischen Aerzte verordnen als Heilmittel das Schlagen mit einer Art von Brennessel, Karbaublatt genannt. Die eingebornen Aerzte verordnen das Drücken der kranken Glieder, welches, wie schon erwähnt ist, Pietjäk genannt wird.

Hautkrankheiten findet man in jenen Gegenden, namentlich bei den erst angekommenen Europäern, häufig. Hauptsächlich sind aber dieselben von vielen Schwären geplagt, welche sie an den Beinen bekommen, und die sehr lästig sind. Uebrigens wollen die Aerzte diese Hautkrankheiten bei Neuangekommenen als ein gutes Omen ansehen, nämlich als Beweis dafür, daß man sich gut acclimatisire.

Wenn nun aber auch die Länder des indischen Archipels als höchst ungesund erscheinen, so ist man doch auch von mancher Krankheit befreit, welche in nordischen Ländern öfters vorkommt.

Denn Starrsucht, Wasserscheu und Ausschlag sind dort nicht vorhanden, und nur höchst selten kommen Zahnschmerzen, Epilepsie, Katarrh, Hämorrhoidalbeschwerden, Nerven- und gelbes Fieber (welches doch in andern Tropenländern heimisch ist) vor.

Auch die Entbindung erfolgt bei den Frauen weit leichter als in Europa, denn nur höchst selten sterben dieselben in Kindesnöthen oder in den Wochen.

Der Verstorbene geht gleich an dem Todestage in Verwesung über, weshalb es dort auch üblich ist, ihn an diesem Tage zu beerdigen, wenn er nicht erst den Nachmittag starb. Noch bemerkt man bei den Todten das Eigenthümliche, daß sie die Augen, alles Zudrückens ungeachtet, doch offen behalten.

Zuversichtlich glaubt der in Ostindien neuangekommene Europäer, daß die oben erwähnten dort einheimischen Krankheiten und der so oft darauf erfolgende Tod durch die Unmäßigkeit des Individuums selbst herbeigeführt werden.

Obschon diese beiden Ursachen Manchen zu Grabe führen, so sind dieses doch nicht die eigentlichen, vielmehr sind diese darin zu suchen, daß der Neuangekommene sich an die dortigen Speisen nicht gewöhnen kann, und den europäischen, schwerer zu verdauenden, den Vorzug vor jenen giebt, so wie auch häufig viel Wasser trinkt, welches in den Thälern meist nur Flußwasser oder in Cisternen zusammengelaufenes Regenwasser, in den hohen Gebirgen aber aus den Felsen springendes kaltes Quellwasser ist, worauf, wenn es ungesotten getrunken wird, Dysenterie erfolgt, von ersterem seiner Unreinlichkeit, von letzterem der Kälte wegen. Diese Uebel können aber dadurch, daß nur gesottene Getränke getrunken

werden, beseitigt werden. Eben so hat auch die Veränderung des Wohnorts oft Krankheiten zur Folge, so daß der, welcher schon Jahre lang auf dem javanischen Hochlande gelebt hat, eben so leicht erkrankt, wenn er in die Seestädte kommt, wie der, welcher erst von Europa angekommen ist. Dasselbe ereignet sich, wenn man von einer Insel nach der andern, z. B. von Java nach Ceylon, oder von den Molukkischen nach den Philippinischen Inseln sich wendet. Am meisten schaden aber die Wohnorts-Veränderungen, wenn sie mit Strapazen verbunden sind, und wenn dort Mangel an frischem Wasser herrscht*).

Der Fremde muß in jenen Ländern abmagern, wenn er gesund bleiben will, aus welchem Grunde auch der Schwächere vor dem Stärkern, Frauen und Kinder vor Männern bei dem Acclimatisiren im Vortheil sind,**) denn die rüstigen Europäer und Neger sind dort weit hinfälliger wie Chinesen, Hindu, Malayen ꝛc.

Auch die Ehelosigkeit ist für das dortige Klima nicht angemessen, und die Europäer, welche dort am häufigsten unverheirathet sind, werden mißmuthig und leiden sehr an Heimweh, welches gar oft Selbstmord zur Folge hat. Höchst

---

*) Einen Beweis dafür liefert, daß, als ein 7—800 Mann starkes Expeditionscorps, welches im October 1834 von Batavia nach den Lompongs, auf der Südwestküste Sumatra's gesendet wurde, wo dasselbe mit eingesalzenem Fleisch und Hülsenfrüchten beköstigt ward und täglich Gefechte mit den Eingebornen zu bestehen hatte, innerhalb einer Woche 150 Mann dieses Corps in den Hospitälern starben, während doch kaum 30 Mann von den Feinden getödtet oder verwundet worden waren.

**) Der Umstand, daß, ungeachtet der vielen männlichen Einwanderer auf Java, doch wenigstens 600,000 weibliche Individuen mehr wie männliche leben, kann dafür als ein Beweis dienen.

ungesund sind aber verschiedene Inseln, z. B. Banka, Banda, Onrust und andere mehr, wo keine Vorsicht die Einwanderer vor Krankheiten und einem schnellen Tode schützt, weshalb denn auch der Europäer dort wenig Vertrauen auf seine Leibesconstitution setzt und die Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, aufgiebt.

II.

Gründung von Hospitälern in China.

(Aus d. Examinateur méd. de Paris. Aug. 1841.)

Die englische Philanthropie beschäftigt sich seit einigen Jahren thätig, physische und moralische Verbesserungen unter der chinesischen Bevölkerung zu verbreiten. Unter diesen Verbesserungen ist die Vervollkommnung der praktischen Medicin gewiß eine der wichtigsten, weßhalb sie auch von Seiten unsrer Nachbarn ein Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit gewesen ist, und zu diesem Zwecke eine Gesellschaft unter dem Namen: Société des missions médicales en Chine gebildet wurde. Eines der thätigsten und ausgezeichnetsten Mitglieder Hr. P. Parker, Dr. Med., der kürzlich in Paris war, ist gegenwärtig in England beschäftigt, einen permanenten Fond zur Unterhaltung der jetzt bestehenden Hospitäler in China zu bilden, und um neue in andern, von den Fremden zugänglichen Theilen des Reiches, zu gründen. Herr Parker hat neuerdings die Ereignisse seiner Mission in einer Broschüre, unter dem Titel: Statements respecting hospitals in China, veröffentlicht, die vielfach von den Jour-

nalen besprochen wird. Obgleich wir vielleicht weniger direkt bei der Verbesserung der Medicin in China interessirt sind, als unsere Nachbarn, so glauben wir doch, daß einige Details hierüber unsern Lesern nicht unwillkommen sein mögen. Wir wollen daher versuchen, mit wenigen Worten zu bezeichnen, was in der letzten Zeit für Verbesserung der chinesischen Medicin geschehen ist.

Im Jahre **1805** führte Alex. Pierson, Arzt in der ostindischen Compagnie, mit Erfolg die Kuhpocken-Impfung ein, welche sich seitdem in einer großen Ausdehnung des Reiches verbreitet hat. **1820** eröffneten die Aerzte Levingston und Morisson, zu Macao ein Krankenhaus für arme Chinesen, welches sich einige Zeit hielt, und in welchem Viele Hülfe fanden. Im Jahre **1827** errichtete ein Arzt der ostindischen Compagnie, Herr T. R. Colledge zu Macao eine Augenheilanstalt, in welcher in den drei Jahren, die sie bestand, nicht weniger als **4000** Kranke jeden Ranges und aus verschiedenen Theilen des Reiches behandelt wurden, wovon Mehrere diesem Institute zahlreiche unzweideutige Beweise ihrer Dankbarkeit gaben. Ein Hospital für Augenkranke wurde zu Canton durch den ehrenwerthen Parker im October **1835** eröffnet, und ein allgemeines Krankenhaus daselbst im Juli **1838**. Bis zum **17.** Juni **1840** nahmen diese Institute mehr als **8000** Kranke jeder Art auf. Erst nach vielen Bemühungen fand man einen Platz für ein Hospital, und nachdem man das Local gemiethet und das Publikum davon in Kenntniß gesetzt hatte, wagte es kein Kranker am ersten Tage zu kommen, und am zweiten erschien nur *eine* Frau mit einem Glaukom; und bald darauf kamen sie in Menge. Seitdem genossen die Kranken aus allen Theilen des Reiches die Wohlthaten des Hospitals, und von jedem Range fanden sie sich ein: Offiziere sowohl vom Heere, als von der Marine, der Nanrehêer oder Gerichtspersonen des Distrikts, der Chef des Zollamtes, Salzbeamte, Gerichtsbeamte, ein

Schatzmeister und einige Gouverneurs der Provinz, ein tartarischer General, sogar Lin und ein Mitglied der kaiserlichen Familie.

Folgendes ist ein Auszug aus der Broschüre, aus welcher wir das Vorhergehende entlehnt haben, und worin in wenigen Worten die edle Sache, der sich der Herausgeber gewidmet hat, auseinandergesetzt ist.

Die Vereinigung der Heilkunst mit dem Unterricht ist in den Missionen der neueren Zeit eben so wichtig, als zu Anfange des Christenthums: und hierüber kann nicht der geringste Zweifel obwalten, es hat es die Erfahrung bestätigt.

Zu Anfang der christlichen Zeitrechnung wurden schon die Heilungen vermittelst Wundern so wie anderer übernatürlichen Erscheinungen, ins Werk gesetzt, die den göttlichen Charakter des Christenthums zu begründen zum Zwecke hatten. Für uns blieb den wohlthuenden Geist des Evangeliums zu zeigen, noch übrig. Die Zeit der Wunder und die Gelegenheit solche zu thun ist vorüber; aber der Geist des Evangeliums ist zu allen Zeiten derselbe. Die Kranken heilen, die Blinden sehend machen und die Tauben hörend, die Lahmen gehend, und den Stummen die Sprache verleihen durch künstliche und natürliche Mittel, dieses Alles ist nicht weniger geeignet, als vor 1800 Jahren, die Herzen zu gewinnen und den uneigennützigen Genius des Christenthums zu zeigen. Obgleich die Chirurgie und die Medicin unter den morgenländischen Völkern auf die Wissenschaft basirt sind, so haben sie doch noch bei den uncivilisirten und abergläubischen Völkern einen Anschein von übermenschlicher Kraft, welches man rechtmäßiger Weise zu einem guten Zwecke anwenden dürfte, ohne die Wahrheit zu verschleiern und die Leichtgläubigkeit der Völker zu mißbrauchen. Unentgeldliche Ausübung der Medicin und der Chirurgie, Kranken- und Findelhäuser sind der leidenden Menschheit von unendlichem Nutzen, und von allen Völkern, die solches

bedürfen, steht China obenan. Es ist zwar eine große Unternehmung, in einem so ausgedehnten Reiche, wie China, Hospitäler zu errichten und diese zu erhalten, und was noch mehr, sie der Art einzurichten, daß die chinesische Jugend darin lernen kann, um diese Wohlthat über die Grenzen auszubreiten, die zu überschreiten den Fremden nicht erlaubt ist, und sie auf diese Weise in den Stand zu setzen, die Medicin und Chirurgie auf dem Grunde der Wissenschaft in Ausübung zu bringen; ich sage dieß ist eine große Unternehmung, allein diese Unternehmung ist ausführbar.

Nachdem der Verfasser einige religiöse Betrachtungen aufgestellt, endigt er mit der Hoffnung, daß der Tag nicht mehr fern sei, wo der Geist des Christenthums ihnen leuchten werde, und wo es erlaubt sein wird, dessen Wohlthaten zu verbreiten. Nach einigen Jahren, fährt er fort, werden die Chinesen aufhören, die Fremden als Barbaren anzusehen, die nur voll Geiz keine Eigenschaften besitzen, welche ihre Fehler aufzuwiegen vermögen.

Es giebt kein direkteres Mittel der Chinesen Vorurtheile zu zerstören und sie von dem wahren Charakter des Christen und der christlichen Religion zu überzeugen, als den von der Société des missions médicales de la Chine aufgefaßten Plan.

Man sieht, daß wenn eine so edle Unternehmung gelingt, wie Alles glauben läßt, die Wissenschaft selbst große Vortheile daraus ziehen wird. Man wird ohne Zweifel neue Formen von Krankheiten beobachten, man wird neue Heilmittel in dieser ausgedehnten und so wenig bekannten Gegend, und in Mitte dieses pharmazeutischen Schuttes, der seit Jahrtausenden in Schriften und Tradition aufgehäuft wurde, auffinden. Wir hoffen selbst, daß das Werk, welches Herr Dr. Parker unter die Presse zu geben beabsichtigt, nicht wenig zu dem beitragen wird, was wir schon von der orientalischen Medicin wissen.

III.

Der Zustand der Medicin in der französischen Armee i. J. 1841.

(N. d. Gaz. médic. de Paris. Sept. 1841.)

Der Zeitpunkt ist da, wo die Zöglinge, welche die Curse ihrer klassischen Studien beendet haben, von ihren Eltern in die Heimath berufen werden, um zwischen den verschiedenen Laufbahnen, die ihrem Ehrgeize geöffnet sind, zu wählen; ein Zeitpunkt der Ungewißheit und Zweifel; denn wie viele junge Gemüther giebt es nicht, welche, wegen übelangebrachter Vorausbestimmung ihres einstigen Berufs, nicht kennend ihre eigenen Kräfte, und nach verschiedenen Richtungen hingezogen, herumgeworfen werden zwischen dem Rathe ihrer Lehrer und der Eitelkeit ihrer Familie! Ein feierlicher, aber auch gefährlicher Zeitpunkt, der das Collège von der Académie trennt, und der durch seine entscheidende Wichtigkeit den Antheil beweiset, den unser freier Wille bei der Bestimmung unsers einstigen Lebensberufes, was immer für einer auch dieser sein möge, hat! Wie viele junge Leute, die in dieser Stunde sich fragen, wohin ihr Streben gerichtet, wozu sie

geschickt seien? Wie viele Hoffnungen der Eltern in diesem Augenblicke für die Zukunft, Hoffnungen, weit über die Fähigkeiten ihrer Kinder, Hoffnungen der Eltern, welche die verschiedenen Wege, die zum Glück und zur Ehre führen, gleich Kundschaftern ausspioniren, welche die Aussichten, die ihre Selbstsucht oder ihre Eigenliebe an die Hand giebt, mit den Hoffnungen, welche eine frei gewählte Laufbahn zeigt, Ziel und Ende aller Anstrengungen, combiniren? An Eine Laufbahn haben bis jetzt aber nur sehr Wenige gedacht, weil der Nichtmilitär die Vortheile, womit in der neuesten Zeit die Armee bedacht worden, nicht kennt; die Bildungsschule für Militärärzte zieht zu ihren jährlichen Prüfungen noch nicht die Menge der übrigen der Medicin Beflissenen bei, welche sich zu den Schwellen der andern medicinischen Schulen drängen. Diese Thatsache, welche die wiederholten Aufrufe der Armee-Verwaltung an die medicinische Jugend außer allen Zweifel gesetzt haben, erklärt sich durch Gründe mehrfacher Art, unter denen man die fortschreitende Verminderung der Anzahl der Medicin Studirenden, so wie gewisse Vorurtheile, welche nicht weniger Anstalten, als Menschen verschonen, nicht vergessen darf. Was aber vor Allem dazu beigetragen hat, die jungen Leute vom Militärdienste entfernt zu halten, ist ohne Widerrede die irrige Meinung, welche über unsern Stand im Bürgerstande herrscht, und welche die Verfassung und die Vortheile des ärztlichen Dienstes in der Armee betrifft. Diese Meinung zu verbessern, und jene unserer Leser, welche sich unter deren Einfluß geschmiegt haben, aufzuklären, haben wir im Sinne, unter deren Anzahl Familienväter, wie junge Studirende, rücksichtlich ihrer künftigen Vortheile, gleich betheiligt sind. An diese sind vorzugsweise die nun folgenden Zeilen gerichtet, welche, wir hoffen es, vermögen werden, sie zu einer bis jetzt mißkannten Laufbahn anzuspornen, und welche ihnen einen bis jetzt vernachlässigten Weg zeigen werden, der sie

zu eben so vortheilhaftem Ziele führt, als die übrigen Wege, wohin sich die Generationen der jungen Aerzte so sehr drängen, daß beinahe sämmtliche derselben schon versperrt sind. Drei Krankenhäuser für den Unterricht, errichtet zu Metz, Lille und Straßburg, nehmen die jungen Zöglinge, welche das Studium der Medicin beginnen, und weder eine Prüfung noch bestanden, noch bei den Fakultäten eingeweiht sind, auf; alle Zweige der Medicin, Chirurgie und Pharmazie werden in diesen Anstalten betrieben, welche eben so viele Vorbereitungsschulen bilden, nach deren Bestehen der Zögling in das zur Ausbildung bestimmte Val-de-Grâce in Paris zugelassen wird; hier in dieser letzten Schule, wo Desgenettes, Broussais, Serullas, auf dem Lehrstuhle standen, endigt die erste ärztliche Bildung der Zöglinge, die in den drei Unterrichts-Krankenanstalten begonnen, und drei Jahre lang gedauert hatte. Die Zöglinge, welche vor einer Commission die Prüfung mit der Note „genügend" bestanden, werden augenblicklich in die erste Abtheilung, in die Unterrichtsspitäler versetzt, wo sie nur Ein Jahr bleiben, nach dessen Ablaufe sie in das Hospital Val-de-Grâce gerufen werden; jene, welche in zwei Prüfungen vor der Commission bestanden, erhalten unmittelbar ihre Zulassung eben dahin; so wie aber die Zöglinge in diese letzte Schule auch gelangt sein mögen, so concurriren sie am Ende des Jahres um die Charge eines Chirurgien sous-aide in der Armee.

Die längste Dauer des für die Studien der Zöglinge vorgeschriebenen Zeitraumes ist demnach drei Jahre, von denen sie zwei Jahre nach ihrer Wahl in einem der zum Unterrichte bestimmten Spitäler, und das dritte Jahr im Krankenhause Val-de-Grâce zubringen; diese Zeit kann aber, wie es der Gebrauch nachweiset, auf zwei, ja selbst auf ein Jahr durch eine gewisse Anzahl von Prüfungen vor der Commission abgekürzt werden.

Mit nächstem ersten Januar werden die Zöglinge des zweiten Jahres (erste Abtheilung) der Unterrichtsspitäler eine jährliche Entschädigung von **400** Franken erhalten, während die für die Zöglinge des zur Ausbildung bestimmten Spitales Val-de-Grâce auf **600** Franken erhöht ist.

Der Grad als Chirurgien sous-aide, der den Zöglingen, welche zwei Prüfungen vor der Commission bestanden haben, am Ende des dritten Jahres offen steht, verleiht dem Inhaber den Rang und die Vortheile eines Offiziers in der Armee; in dieser Eigenschaft nehmen sie an allen den Gewährleistungen, womit die Gesetze diese Stellung bedacht haben, Antheil und erhalten eine jährliche Besoldung von **1500** Franken außerhalb Paris, von **2160** Franken in Paris, und von **2050** Franken auf dem Kriegsfuße.

Die Chirurgiens sous-aides concurriren nach ihrer individuellen Tauglichkeit zu den Graden als Chirurgien aide-major und Pharmacien aide-major; zu dem Behufe werden sie noch, und zwar ein Drittheil nach ihrer Wahl, und zwei Drittheile nach ihrem Dienstalter, in die für den Unterricht und die Ausbildung bestimmten Spitäler gerufen. Die vier Ersten eines jeden Jahrganges werden aber sogleich dahin gesendet, und gelangen zum Grade eines Chirurgien aide-major, ohne die Schulen zu verlassen. Zwei Jahre Dienstalter in der Eigenschaft als Chirurgien sous-aide genügen, um Aide-major zu werden.

Jene Chirurgiens sous-aides, welche wegen einer mit Muth und Aufopferung vollbrachten That im Berichte einer Armee-Division rühmlichst genannt worden sind, können unverzüglich zum Grade eines Chirurgien aide-major befördert werden, wenn sie den Doctortitel haben, außerdem werden sie sogleich in das der Ausbildung bestimmte Spital nach Paris gesendet.

Für die Stelle eines Chirurgien aide-major ist das Doctordiplom erforderlich; diese Stelle ist in Wahrheit die

erste Ehrenstufe der medicinischen Praxis in der Armee; der junge Militärarzt hatte bisher, ehe er dazu gelangte, stets unter der Verantwortlichkeit eines Lehrers, eines Vorgesetzten Dienste geleistet; zum Chirurgien aide-major befördert, beginnt er auf seine eigene Verantwortlichkeit die tägliche Behandlung der Krankheiten, die, so zu sagen, sich unter seinen Augen entwickeln, und für die er der erste Arzt ist, außer sie machten nöthig, daß der Erkrankte in das Spital geschickt werde. Sein Amt als Chirurgien aide-major ordnet seiner Oberaufsicht die ätiologische Abschätzung eines jeden Unwohlseins unter, das bei 600—1000 Individuen, dem gewöhnlichen Effectivstand eines Bataillons, entstehen kann; es überträgt ihm die Ueberwachung der Gesundheit dieser zahlreichen Familie, Gründe genug, daß dieses Amt die wissenschaftliche Weihe des Doctorates erfordert, und die Erfahrung hat nachgewiesen, daß dieser Titel, mit dessen Ertheilung man viel strenger geworden ist, viel zu dem Vertrauen beiträgt, welches die jungen Aides-majors in ihren respectiven Corps besitzen. Eine im verflossenen Mai erlassene Verordnung erleichtert außerdem noch in finanzieller Hinsicht die Erhaltung dieser Würde; sie gestattet den kostenfreien Besuch aller nothwendigen Vorlesungen und den Erlaß der Prüfungsgebühren, mit Ausnahme des dem Professor für seine Gegenwart gebührenden Honorars, unter der Bedingung, 15 Jahre in ärztlichen Diensten der Armee zu bleiben. Dieser Zeitraum ist analog jenem, welcher die Zöglinge der Ecole normale, die sich verpflichten, 10 Jahre dem öffentlichen Lehramte ihre Dienste zu leisten, von dem Militärdienste und den Kosten für das Doctorat der freien Wissenschaften befreit. Die Befreiung von sämmtlichen Kosten wird es jedem Talente möglich machen, sich eine einstige ehrenvolle Existenz zu verschaffen, und Keiner, der Beruf zum ärztlichen Stande hat, wird unter der Last materieller Schwierigkeiten unterliegen, welche so vielen großen Männern beim

Beginn manchen Schweißtropfen gekostet haben. Eine Verwaltung, welche diese Hindernisse unterdrückt und die Schranken beseitigt hat, wo ein von Geiz getriebener Kastengeist dem aufkeimenden Talente schon im voraus den Todesstoß gab, eine solche Verwaltung hat sich wahrlich des hohen Standes der Civilisation und des freien Schwunges der Wissenschaft in unserer Zeit würdig gemacht. Nachdem sie zwei Jahre in dieser Stellung gewesen, ist den Chirurgiens aide-majors gestattet, um das Amt eines Médecin adjoint anzuhalten, dessen Geschäftskreis sich ausschließlich innerhalb eines Spitals bewegt; sie werden folglich Aerzte in Militärspitälern, wenn sie es nicht vorziehen, auf die gewöhnlich sich realisirende Hoffnung eines Avancements zu rechnen, wodurch sie in dieselbe praktische Laufbahn, aber in der Eigenschaft als Chirurgen gelangen. Auf diesem oder jenem Wege kommen sie von der Praxis im Regimente zur Hospitalpraxis, und zur Behandlung kranker Soldaten; welche Militärspitäler in Wahrheit die Vorhallen der Wissenschaft und die Vorbilder der Krankenanstalten sind. —

Zwei Abstufungen für Chirurgen, die Stellungen als Pharmaciens majors und als Médecins ordinaires, und zwei Abstufungen für Aerzte, die Aemter eines Chirurgien und eines Pharmacien principal, bieten dem jungen Militärarzte eine neue Reihe von Beförderungen dar, und sind geeignet, seinen Ehrgeiz zu unterhalten; auf dem Gipfel dieser Hierarchie glänzt der Conseil de santé für die ganze Armee, eine Vereinigung von ausgezeichneten und bewährten Talenten, eine ehrenvolle Corporation, wo die Wissenschaft in weißen Haaren, über Alles, was das Wohl und die Erhaltung der Armee, dieses uralten Kernes unserer Bevölkerung, angeht, berathet.

Außer dieser unmittelbaren Hierarchie hat das Militär-Medicinalwesen seine eigene Corporation von Lehrern, welche

wieder auf zwei ausgezeichneten Ehrenstufen in die Unterrichts-Spitäler von Metz, Lille und Strasburg und in das der Ausbildung gewidmete Val de Grâce vertheilt sind. Die Anstellungen als Professor in einer der drei Vorbereitungsanstalten erfolgen durch einen Concurs; jene im Spitale Val de Grâce können ebenfalls einem Concurse, oder gleich unmittelbar den Professoren der drei Unterrichtsanstalten übertragen werden.

Aus dieser Auseinandersetzung geht nun hervor, daß die Stellung als Zögling, Chirurgien sous-aide, Chirurgien aide-major, Médecin adjoint und Professeur auf dem Wege des Concurses erlangt werden; die Militärverwaltung hält sich folglich gänzlich entfernt in der Ertheilung der Grade; hat vielmehr die Entscheidung dem Concurs überlassen; sie hat das ihr zustehende Recht, zu den Stellen Vorschläge zu machen, ganz in die Hände competenter Richter, d. i. der Bestimmung der eigenen Lehrer übergeben, und zwar auf den Grund öffentlicher und strenger Prüfungen, deren Vorschriften von dem Conseil de santé gegeben sind, zu dem der junge Militärarzt von der untersten Stufe seiner Laufbahn an emporsteigt.

Es giebt in der Laufbahn als Civilarzt drei mögliche Fälle, drei Klippen, woran mehr als Ein junges Talent, mehr als Ein Leben scheitern, wovon die Laufbahn als Militärarzt nichts weiß. Wir wollen sagen, worin diese Klippen bestehen:

1. Während der Periode seines Studiums mangelt dem jungen Civilarzte Alles: die Ueberwachung seiner Moralität, die Leitung seines Studiums. Entfernt von den Seinigen hört er nur von der Ferne die Stimme seines Vaters, die für ihn von Jahr zu Jahr schwächer wird. Auf den Bänken

der Hörsäle sitzend hört er, anfänglich mit Neugierde, dann mit einer schwächer werdenden Aufmerksamkeit die Vorlesung, die er hören muß, und woran er mit noch einigen hundert Zuhörern, die gemäß dem Rechte, das sie sich durch die Inscription erworben haben, ebenfalls zugelassen werden müssen, Theil nimmt. Die Professoren, welche die Vorlesungen halten, kennt er nicht; außer dem Hörsaale sieht er sie gar nicht, und sobald er die Schwelle verlassen und auf die Straße sich begeben hat, befindet er sich begraben im Strom der Menge, welche sich in dem ungeheuren Labyrinth zu Paris herumtreibt; da sind keine Obliegenheiten, keine Vorschriften für das geistige Leben, keine engen oder persönlichen Verbindungen mit der Schule, die er besucht. Die Verführungen der großen Stadt nehmen ihn in Anspruch, die Zerstreuungen vervielfältigen sich: Unglück für ihn, wenn ihn sein junges Gemüth nicht gegen die Versuchungen schirmt. Doppelt Unglück, wenn er stark am Sinne für das Gute, nicht durch natürliche Anlagen oder Erziehung mit jenem Geiste der Lehrart und einer wahren Logik versehen ist, welcher in den höheren Studien, anstatt einer beständigen Familienleitung, das Fehlende ergänzt.

2. Am Ende seiner akademischen Proben angelangt, was wird nun der neue Doctor? Er erwartet eine lange und kostspielige Anwartschaft, welche auszuhalten nicht Allen die Mittel gegönnt sind, ein ganz mit Kummer und Irrthümern ausgefüllter Zeitraum, wovon jeder Tag durch eine andere Enttäuschung ausgezeichnet ist. Man hatte vom Anfange an nichts als vom Glücke geträumt, und sich folglich ein anständiges Auskommen zu hoffen berechtigt gefühlt, und was zeigt sich nun in weiter Ferne? Eine Zukunft voller Mühseligkeiten und Schwierigkeiten. Einige durchschreiten gewandten und sicheren Schrittes diese Periode der Trübseligkeit, und werden am andern Ufer dieses breiten Sumpfes

glücklich; die andern quälen sich lange Zeit darin ab, und endlich lächelt ihnen auch noch das Schicksal; für die leider! größte Mehrzahl aber dauert dieser Kampf so lange, als ihr Leben, und ihr letzter Seufzer ist zugleich eine letzte Mahnung an das Glück, ein letzter Fluch gegen die Medicin, welche kümmerlich und spärlich die einstigen Illusionen aufgewiegt!

3. Aus diesem Unglück folgt nun ein drittes; nämlich, daß edle Seelen und Männer von tiefem und solidem Verstande, sich in ihrem Berufe, wieder Aerzte zu bilden, verzehrt und keinen andern Ort gefunden haben, wo sie ihre alten Tage zubringen können, als in Noth und Elend ihr Leben zu fristen. Wir haben uns nicht vorgenommen, hier die ganze Reihe der geheimen Leiden und Schäden unsers Standes aufzuzählen: das ist aber gewiß, daß, wenn nur die Hälfte unserer jungen Mitbrüder in der vergeblichen Hoffnung auf Praxis endlich erkaltet, eine große Anzahl unserer Veteranen in großer Verlegenheit wäre, eine Frucht ihrer 30jährigen angestrengten Thätigkeit aufzuweisen.

Von diesen drei traurigen Dingen, die auf der Laufbahn des Civilstandes eines hinter dem andern aufgestellt sind, von diesen drei sehr bedeutenden Gefahren, die jeden Mediciner niederdrücken, bewahrt der Militärstand seine Aerzte. Als Zöglinge finden sie in den Bildungs- und Vervollkommnungsspitälern nicht bloß Lehrer, als vielmehr Freunde, Führer, Lenker; Ordnung und hierarchische Subordination herrschen dort, ohne die innige Freundschaft geistigen Verkehrs und liebevoller Austauschung der Ideen zu verhindern, was den Corpsgeist, diese großartige Ausbreitung des Familiengeistes hervorruft: Die Eltern, welche ihre Söhne diesen Schulen anvertrauen, wissen doch wenigstens, was einst aus ihnen wird; ihr Betragen ist dort der Gegenstand einer beständigen,

wiewohl väterlichen Aufsicht; bei den Vorlesungen fleißig zu sein ist Verbindlichkeit; von Zeit zu Zeit angestellte Prüfungen thun die Fortschritte der Zöglinge dar; durch ihre Beschäftigung an das Krankenbett selbst hingewiesen, schöpfen sie alle Tage aus der lebenden Quelle der Praxis, während ein gleichzeitig coordinirter Unterricht sie stufenweise in die Theorie unserer Wissenschaft einreiht. Große klinische Anstalten, Sectionssäle, Bibliotheken, Sammlungen, Laboratorien stehen ihnen offen; sie werden ohne Kosten in chemischen Manipulationen, in Operationen und Behandlung von Wunden geübt; in den Repetitorien, welche sich mehrere Male monatlich wiederholen, besprechen sie unter dem Vorsitze eines Professors Streitfragen, deren Gegenstände im Voraus bestimmt sind, und die den doppelten Vortheil haben, ihren Eifer zu spornen, und sich verständlich zu machen; Prüfungen alle 3 Monate geben Veranlassung, die Zöglinge zu klassificiren, ein neuer Stimulus des Wetteifers.

Der Militärzögling hat, nachdem er Schritt für Schritt während seines Verweilens in der Anstalt und nicht, wie der Mediciner an der Fakultät von dem fern weilenden Vater, sondern von dem nahe sich befindenden Lehrer geleitet wird, am Ende dieser Periode nicht ängstlich zu forschen, was aus ihm werden soll; seine Existenz ist gesichert, seine Bahn strict vorgezeichnet; es steht ihm frei, dieselbe mit einer gewissen Geschwindigkeit zu durchlaufen; die Concurse, in Verbindung mit dem durch den Gebrauch nun einmal eingeführten Dienstalter, geben ihm hiezu die Mittel an die Hand. Und wenn er seine Laufbahn mit Ehren vollendet, wenn er 30 Jahre lang für die Armee und ihre Spitäler ein nützlicher und verdienter Mann gewesen, so giebt ihm der Staat eine Pension, die für seine alten Tage hinreicht, und setzt ihn in den Civilstand hinüber, dem er noch fruchtbare Dienste leisten kann.

Das ist doch wahrlich ein sicheres Loos, das nicht jedem Civilarzte gegönnt ist; dies sind die Vortheile, die angegeben zu werden verdienen; damit verbinden sich noch andere, und wir sind verlegen, daß der Geist, welcher sich einmal bei unserm Stande eingebürgert hat, uns nicht erlaubt hat, sie in erster Reihe aufzuzählen, fürchtend den Endzweck dieses Artikels aus dem Auge zu verlieren; die Auszeichnungen, welche auf der Brust so vieler Militärärzte von ihren Verdiensten um die Armee Zeugniß geben, die geistigen Belohnungen jeder Art und das geheime Gefühl für die geleisteten Dienste, die in dem Gewissen eines jeden eingetragen sind, sind ein edler Schatz, welchen alle Selbstsucht unsers Jahrhunderts nicht zu vertilgen vermöchte, eine ruhmvolle Urkunde, welche für einen Larrey noch mehr, als die Baronie des Kaiserreiches gilt. Die namhaften Verbesserungen, welche das Militärmedicinalwesen erhalten hat, und die es in die Zahl der wirklich vortheilhaften Carrieren versetzten, sind ein Werk der gegenwärtigen Administration; dieses Factum zu veröffentlichen, sei das einzige Lob, welches ihm zu geben uns vergönnt sei; aber diese Administration, deren aufgeklärter Vorstand lange Zeit in dem Geschäftskreise eines Militärarztes gedient hat, wird ihre Anstrengungen zu Gunsten dieses wissenschaftlich gebildeten Corps nicht beschränken, sondern es sind durch die Bedürfnisse der Stellung noch großartigere Maaßregeln angekündigt, und wir stellen in erster Linie dieser Maaßregeln das Wohnen der Zöglinge in Kasernen. Wenn die Zöglinge einmal kasernirt sind, dann wird die Erfüllung eines letzten Wunsches, den wir über denselben Umstand hegen, möglich und selbst leicht, und dieser Wunsch ist: einige ganze und halbe Stipendien zu Gunsten der Waisen oder Söhne von Militärärzten zu gründen, welche vor Begierde brennen, dem Beispiele ihrer Väter zu folgen. Aehnliche Fundationen würden als Resultat dann haben, in unserer Laufbahn eine gewisse Erblichkeit, und wie

man sagt, eine gewisse Anhänglichkeit für unser Geschäft zu begründen. Die Armee hätte folglich Chirurgen vom Vater auf den Sohn, wie sie durch alle Cadres ganze Generationen von Offizieren gesehen hat, die aus demselben Blute entsprossen waren.

Der Gegenstand, den wir abgehandelt haben, so wie die aufgeklärten Ansichten der gegenwärtigen Militärverwaltung ermuthigen uns, mit einem letzten Wunsch diesen Artikel zu beschließen: Die Aemter der Professoren an den Unterrichtsspitälern und im Hospitale Val de Grâce sind noch nicht vollkommen und genügend organisirt; es giebt Professoren von verschiedenem Range; die Einen haben den Rang von Vorständen, die Andern den von Majoren, und wieder Andere den eines einfachen Chirurgien aide-major; diese Verschiedenheit in der Stellung scheint nicht wohl gerechtfertigt, wenn man die Beschaffenheit ihrer Dienstleistungen, und das weit ausgedehnte Feld ihrer Verpflichtungen betrachtet, die für Alle dieselben sind. Daraus resultirt aber eine Verschiedenheit in den Besoldungen je nach dem Range und den Geschäften, und daraus wieder, daß der Professor, indem seine hierarchische Ernennung mit den untern Graden der militärischen Laufbahn beginnt, der Gefahr ausgesetzt ist, in der öffentlichen Meinung an seiner Würde einzubüßen; die moralische Würde, worauf das Amt eines Professors eben so beruht, wie auf der Wissenschaft, macht in einer Laufbahn, wie diese, einen materiellen Ausdruck, ein äußeres Zeichen dieser Würde nöthig; es liegt übrigens nichts daran, ob man für die Professur einen speziellen Grad aufstellen kann, oder sie ganz außerhalb der gewöhnlichen Hierarchie auf eine beliebige Basis stellen will. Die Professoren an den Unterrichtsspitälern sind bis jetzt im Range den Corvettenkapitains gleichgestellt. Was nun auch immer in dieser Hinsicht entschieden werden mag: die Militärverwaltung wird,

obgleich sie langsam vorzuschreiten scheint, doch das begonnene Werk der Reform gewiß beendigen, indem sie dem Lehrstande der militärärztlichen Standes-Einheit moralische Kraft und äußere Würde gewährt; sie selbst wird dadurch eben so viel gewinnen, als die Professoren, und diese hingegen werden dafür ihr gewiß Dank wissen.

Poësieen.

Das Fest der Najaden.

Ein Fest versammelt der Najaden Schaar —
Sie wollten sich des hohen Siegs erfreuen,
Daß ihrer Fluth das rühmlichste Gedeihen,
Das höchste Gut der Welt entsprungen war.

Der goldne Stein, nach dem die Menschheit ringt,
Ward jüngst im Schooße der Najad gefunden,
Die mit der Quell' an Erd' und Scholl gebunden,
Aus dem Bereich des Gräfenbergs entspringt.

Ein reicher Fund! Glück auf dem hehren Mann,
Der ihn am Grund mit scharfem Blick erspähte,
Der mit dem Licht des Geistes ihn durchwehte,
Und seiner Deutung sich sogleich entsann.

Er forschte nicht der Signaturen Sinn,
Um hochgelehrt sein Innres zu enthüllen —
Er konnte bald den Durst des Wissens stillen,
Er fand des Wohlseins Genius darin.

Sein Jauchzen tönt weit über Berg und Flur,
Es theilt sich Allen mit, die ihn verstehen,
Die der Najade Prachtgeschenk besehen —
Gesundheit quillt aus ihm in der Natur.

Wer sehnt sich nicht nach dieses Glückes Pfand,
Das Kraft und Gluth und Leben giebt dem Leben?
Durch weite Räume dehnet sich das Streben,
Nach ihm durchforscht der Weise Meer und Land.

Jetzt liegt es nah der Sehnsucht stetes Ziel —
Der Ruf ertönt: der Born ist aufgefunden,
Er stärkt den Muth, die Kräfte der Gesunden,
Er hebt der Schwachen sinkendes Gefühl.

Drum strömet Alles den Najaden zu —
Ich sehe Jung und Alt in Lieb' sich einen,
Und Groß und Klein eilt zu den Schattenhainen
In ihnen sucht der Leidende die Ruh!

Die Hoffnung hat dort ihren schönsten Thron;
Der Balsam rinnt aus engen Felsenritzen —
Wir sehn die Nymphe an der Urne sitzen,
Sie reicht uns lächelnd des Vertrauens Lohn.

Und Mancher eilt von ihr gestärkt nach Haus,
Hängt Krück' und Stab auf den Altar der Laren;
Der Griffel zeichnet, was der Geist erfahren,
Er sprengt den Ruf der güt'gen Nymphe aus.

So wächst ihr Ruhm aus Dankbarkeit erbaut —
Die Welt möcht gern ein Monument begründen,
In ihm soll noch das Glück der Enkel finden,
Das mild aus jeder kalten Quelle thaut.

Doch in dem Duft des Weihrauchs liegt ein Gift,
Im Allzuviel versinken die Gefühle.
Wer bleibt sich gleich im Streben, so am Ziele?
Dort keimt der Stolz, der kalt die Herzen trifft.

Zu schwach zu widerstehn dem Lob der Zeit,
Erheben sich kühn der Najaden Blicke;
Sie sehen schon im stolzen Wahn die Brücke
Zum ew'gen Nachruhm der Unsterblichkeit.

Wen achten sie noch ihrer Freundschaft werth?
Dies müssen die Olympier empfinden,
Die nimmer ruhn die Wahrheit zu ergründen;
Die Ehre hat der Nymphen Herz umkehrt.

Sie finden klein, was einst die Zeit gebar;
Zum Nichts verschrumpft das reine Mythenleben —
Was könnte früher die Erfahrung geben,
Mit ihrem Alter, mit dem grauen Haar?

Sie streben jetzt nach einem Thron der Welt.
Ein Festtag soll die ganze Schaar vereinen —
Man sieht sie schnell von Ost und West erscheinen,
Es eilt herbei, was Nord und Süd enthält.

Auf ihrer Stirn' erglänzt der Freude Strahl;
Sie zeichnen auf die schwer errungnen Siege,
Und ernst beginnend von der stillen Wiege
Zum Greisesalter steigt die große Zahl.

Mit den Triumphen hebt sich auch ihr Muth —
Sie wollen kühn die ganze Welt bekehren,
Hygeas Reich soll ihnen angehören;
Im Worteschwall entleert sich ihre Gluth.

„Wir sind das Heil, wir streuen aus das Glück.
Die Menschheit hat ihr Wohlsein uns zu danken.
Wer sieht die Blüthen nicht, die uns umranken,
In der Gesundheit, in dem frohen Blick!

Und doch — und doch, o undankbar Geschlecht!
Erheben sich noch nicht zu unsrer Ehre,
Des Wohlthuns Lohn, die rauchenden Altäre —
Wir fordern nur, was billig ist und recht.

Seht Freundinnen, was jenen Hügel ziert!
Ein Tempel ist's, dem Aeskulap geweihet;
Sagt, ob sein Arm mehr als die Kraft verleihet,
Die uns durchdringend zur Erhaltung führt.

Ihm lacht die Erndte der gestreuten Saat;
Sein Haupt umgiebt der Glanz der Götterkrone,
Alltäglich dampft der Weihrauch ihm zum Lohne,
Und hoch erhebt man seinen klugen Rath.

Nicht kleiner ist, was wir den Menschen thun;
Aus unsern Quellen keimt derselbe Seegen —
Für's Dasein sind sie milder Thau und Regen;
In ihrem Schutze kann man sicher ruhn.

Drum fordern wir beherzt der Thaten Lohn.
Gleicht unsre Macht nicht der Titanen Kräfte?
Heilt unser Nektar nicht verdorbne Säfte?
Wir fordern Recht bei dir Saturnos Sohn!

Ein lauter Ruf begleitet jedes Wort,
Und freudig nicken alle mit dem Haupte;
Der Wunsch ertönt, daß man das Recht behaupte,
Durchdringend füllt er den Versammlungsort.

Doch horch! Ein Saitengriff läßt sanft und rein,
Sein zartes Spiel durch das Getöse schallen —
Ein Rosenglanz erfüllt die weiten Hallen,
Beruhigend lullt er die Herzen ein.

„Was ſtreitet ihr?“ Ertönt es leiſ' und ſüß —
Und aus dem Raum des Lichtes ſieht man ſchreiten,
Mit Strahlen, die ſich um das Antlitz breiten,
Das Enkelkind der Göttin Koronis.

Den reinſten Duft entfaltet ihr Gewand;
Die Jugendröthe prangt auf ihren Wangen,
Mit Blüthen ſind die Locken rings umhangen,
Gefüllt iſt ihre Schaale bis zum Rand.

„Was ſtreitet ihr?“ Hebt ſie noch einmal an —
Hygea ruft euch freundlich: ſeid willkommen!
Ihr ſtrebt zu hoch; das Ziel iſt nicht erklommen,
Ein täuſchend Bild webt euch der blinde Wahn.

In euren Quellen liegt ein Lebensgeiſt —
Dieß muß ſcheelſüchtig ſelbſt der Neid bekennen,
Er ſtillt die Gluthen, die im Menſchen brennen,
Wenn ihn die Krankheit hin zum Lethe reißt.

Doch er wird nie, ob er gleich wirkt und ſchafft,
Der Kräuter Heil, der Blüthen Duft verdrängen,
Die Kräfte, die an ihren Stoffen hängen
Beleben, wenn der Geiſt und Leib erſchlafft.

Im Endlichen iſt Alles nur bedingt,
Ein jed Geſetz hat ſeine engen Schranken;
Ich ſeh auch euch mit dem Erfolge ſchwanken;
Nicht Jeder ſiegt, der euren Nektar trinkt.

Euch huldigt jetzt der rege Geiſt der Zeit;
Nehmt hin das Lob, nehmt ſeine vollen Blüthen,
Was er euch giebt wird er nicht lange bieten,
Sein Name iſt die Unbeſtändigkeit.

Doch ich erkenne nach Gebühr den Werth,
Was ihr durch eure Quellen habt erschaffen;
Ihr gabt der Menschheit, die ich liebe, Waffen,
Zu ihrem Heil ein doppelhändig Schwert.

Drum nehm ich euch in meinem Tempel auf —
Die Dankbarkeit erbaue dort Altäre;
Ich fordre selbst, daß man die Wohlthat ehre,
Die sanft entströmt der Bäche reinem Lauf.

Doch Eins thut Noth! Der Eintracht süßes Band
Soll euch mit meinen Priestern fest umschlingen;
Auch ihren Schritten folget das Gelingen,
Drum reicht euch alle brüderlich die Hand.

Das Ziel vereine euch, nach dem ihr strebt —
Es wird erreicht auf sehr verschiednen Wegen;
Im Gegensatze liegt oft Glück und Seegen,
Der die Atome liebevoll verwebt"

Der Glanz erlosch — ein sanfter Wind durchweht
Als Scheidegruß die weitgefüllten Hallen —
Man sieht entzückt die Nymphen heimwärts wallen,
Geweiht zum Dienste, der ihr Herz erhöht.

Dr. Kaufmann.

Ob ich noch einmal leben möchte.

Gebleicht sind mir schon längst die Haare;
Lang ist der Reih'n geschwund'ner Jahre,
Doch nicht gesunken ist die Kraft.
Noch fühlt das Herz; die Glieder üben
Gewohnte Arbeit, die sie lieben;
Die Sehnen sind noch nicht erschlafft.

So mag ich, Freunde, gern noch leben,
Nicht Raum dem finstern Orkus geben,
Der leider oft uns rasch umfaßt.
Gott wolle mir die Kraft erhalten,
Um wirksam länger noch zu walten,
Dann fühl' ich nicht der Jahre Last.

Zwar Schätze hab' ich nicht gewonnen,
Und manche Hoffnung ist zerronnen,
Die einst des Jünglings Brust geschwellt.
Ich habe jederzeit verachtet,
Wonach die nied're Menge trachtet
Und wohl dadurch gar sehr gefehlt.

Denn keinesweges will ich verhehlen,
Daß Sorgen, die mich oft noch quälen,
Nicht wären, hätt' ich mehr bedacht,
Daß, fremder List zur Beute dienen,
Nur eig'nen Vorwurf muß verdienen
Und endlich nichts als Undank macht.

Nach Wissen ging des Jünglings Streben
Ich wollte mich so hoch erheben,
Als mir der Muse Gunst erlaubt.
Was ist der Preis? Nur zweifelnd irren,
Seh'n wie sich Meinungen verirren,
Da lächeln, wo ein And'rer glaubt.

Aus aller Kraft, mit heißem Triebe
Hat sich mein Herz nach Frauenliebe
Mein ganzes Leben lang gesehnt.
Ach, selten waren kurze Stunden,
Wo ich des Sehnens Ziel gefunden:
Viel öfter hatt' ich's nur gewähnt.

Ich habe selten nur genossen
Die Freuden, die der Lust entsprossen,
Die Reichthum schafft und Sinnlichkeit.
Auch mag ich sie gar leicht entbehren,
Sie, die mit kurzem Rausch bethören,
Der, selbst im Taumel, nicht erfreut.

Nach Ruhm? Ja, heißes Sehnen füllte
Des Jünglings Brust nach ihm, doch stillte
Das Schicksal nie den heißen Drang.
Glaubt ich ein edles Ziel errungen,
Gleich schuf der Neid mir Lästerungen
Und Tadel ärndet' ich statt Dank.

So ist mir's besser nicht ergangen,
Als allen Andern; das Verlangen
Der Jünglingsbrust blieb unerreicht,
Die Hoffnung schuf mir Truggestalten;
Das Leben hat mir nicht gehalten,
Was mir's als schönen Lohn gezeigt.

Ein and'rer Lohn ist mir geworden
Von höherm Werth, als Gold und Orden.
Erinn'rung an erfüllte Pflicht,
Bewußtsein, viel genützt zu haben.
Dieß mag den müden Greis jetzt laben
Und Neid und Zufall rauben's nicht.

Auch lernt' ich And're schonend richten,
Mich selber streng, und gern verzichten
Bei guter That auf Dank und Lohn,
Der eignen Kraft zu viel nicht trauen,
Nicht mich als Mittelpunkt anschauen
Der ganzen Welt, als Hauptperson.

Nicht ohne Liebe möcht' ich leben,
Von fremdem Herzen nicht umgeben
Und noch viel weniger allein,
Noch thätig bis zum Ziele walten,
Nicht für der Schönheit Reiz veralten
Und keine Last für And're sein.

Wenn den Gewinn ich nicht entbehrte,
Falls mir das Leben wiederkehrte,
Sonst besser nicht, als ich's durchlebt:
Was sollt' ich's nicht noch einmal leben,
Nicht nochmals nach den Zielen streben,
Die täuschend jetzt mir vorgeschwebt?

Dr. K. G. Neumann, (Reg.-Med.-Rath.)
(Aus dessen Gedichten. Aachen 1841.)

Miscellen.

Der erste Aderlass in Russland.

Der Vater Peter des Großen, Kaiser Alexis, war an einem Tage so übel gelaunt, daß die Höflinge mit bebendem Herzen sein flammendes Auge und sein rothes Gesicht sahen. Auf einmal trübte ein dichter Nebel sein Gesicht, sein Haupt ward schwer, seine Füße zitterten; das Kremlin schien über ihn einzustürzen, die Kräfte schwanden plötzlich, er verlor das Bewußtsein, und fiel ohnmächtig auf den Fußboden des Saales nieder. Alles war ängstlich um den Czar besorgt, der Leibarzt wird eilends gerufen. Der Doctor war tief bewegt, als er sich dem Sofa näherte, auf welches man den Kaiser gelegt hatte; er fühlte fast keinen Puls! Das sonst so lebhafte und kräftige Gesicht war blau, die Lippen blaß; umsonst wurden die kräftigsten Belebungsmittel angewendet, das Blut strömte mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gehirn. Der Zustand des Kranken ward mit jedem Augenblicke bedenklicher. Der Arzt erklärte, daß nur ein unverzüglich gemachter Aderlaß das Leben des Kaisers retten könne. Man rief daher die nöthigen Dienstleute herbei; der Doctor entblößte den Arm des Czars, und wollte eben mit der Lanzette in die Ader einstechen, als der Kaiser plötzlich zu sich kam; beim Anblick dieser ungewöhnlichen Vorbereitungen heftig aufstand, und zornig zum Arzt sagte: „Was willst du?“

Der Arzt: „Da eine allzustarke Aufwallung des Geblütes für meinen gnädigsten Kaiser traurige Folgen zu haben droht, so ist ein Aderlaß das beste Mittel, denselben vorzubeugen."

Czar: „Was hast du? Ich verstehe dich nicht?"

Arzt: „Das Instrument, das ich hier habe, schneidet so leicht ein, daß es weniger schmerzt, als der Stich einer Nadel; dann geht Blut heraus, wodurch die zurückbleibende Blutmasse sich freier bewegt."

Czar: „Wie? Du wagst es, mich mit Vorbedacht zu verwunden, und mein Blut zu vergießen?"

Arzt: „Es ist wahr, Sire, daß in dem großen, meinem Kaiser unterworfenen Reiche der Aderlaß und seine wohlthätigen Wirkungen noch unbekannt sind; allein in Teutschland, Frankreich und Polen ist diese Operation von dem glänzendsten Erfolge begleitet, und im häufigen Gebrauch. Ich würde es auch nicht wagen, an der Person Euer Majestät ein solches Mittel zu versuchen, wenn ich nicht von dessen dringender Nothwendigkeit überzeugt, zugleich den besten Erfolg davon erwartete."

Czar: „Ich will weder meinen Leib verwunden, noch mein Blut vergießen?"

Arzt (ernsthaft): „Sobald nur ein wenig Blut herausgehen wird, — welches ohne Schmerzen geschieht — werden Sie sich erleichtert fühlen, freier athmen, während sonst das Uebel zunehmen, die Symptome bedenklicher werden, und die bis jetzt noch leichte Unpäßlichkeit sich in eine gefährliche Krankheit verändern könnte."

Der Kaiser wäre über diese mit festem Tone und ernstlich ausgesprochenen Worte des Arztes beinahe wieder in Ohnmacht gefallen. „Giebt es kein anderes Mittel?" — „Ich kenne kein besseres." — „Der Aderlaß ist also nothwendig?" — „So ist es." — „Ist ein Aderlaß einem gesunden Menschen schädlich?" — „Wenn nicht schädlich und gefährlich,

wenigstens unnütz." — „Einem gesunden Menschen kann also zur Ader gelassen werden, ohne daß der Tod daraus erfolge?" — „O ja!" — „Wohlan, (sagte der Kaiser) zeige mir, wie eine Ader geöffnet wird, zuerst an deinem Arme!" — „Recht gern! Sire (sagte der Arzt); allein alsdann könnte ich Euer Majestät nicht die jetzt für Sie nöthige ärztliche Hilfe leisten; nach einem Aderlaß bedarf der Arm der Ruhe, die Hand verliert für einige Zeit die Kräfte, so daß ich, wenn ich mir jetzt selbst zur Ader ließe, diese Operation nicht an Ihrem Arme mit der erforderlichen Kraft und Genauigkeit machen könnte; jedoch will ich den Wunsch meines Kaisers alsogleich erfüllen, und mir selbst die Ader öffnen, sobald ich Sie verbunden habe."

Der Kaiser warf einen forschenden Blick auf den Arzt, und fragte noch einmal, ob es durchaus nothwendig sei, Blut zu lassen. Auf die wiederholte Antwort des Arztes, daß dieses das einzige Mittel sei, einer gefährlichen Krankheit vorzubeugen, ließ der erzürnte Czar mehrere der edelsten und ausgezeichnetsten Bojaren an seinem Hofe kommen, sie vor sich hin in einer Reihe aufstellen, und befahl alsdann dem Arzt, ihnen, Einem nach dem Anderen, zur Ader zu lassen. Die Bojaren wußten zwar nicht, um was es sich handle, unterwarfen sich jedoch blind dem Willen ihres Herrn, und bald sahen sie mit Entsetzen ihr edles Blut aus den Adern fließen.

„Nun (sagte der Arzt zum Kaiser), nun kommt die Reihe an Sie, Sire." „Ja wohl, (sagte der Czar mit düsterer Miene), mach' es kurz!" Er wendete sein Auge weg, um nichts von seinem Blute zu sehen, — und die Ader ward ihm geöffnet.

— n —

Eßbare Vogelnester und deren Einsammlung bei Karambolang auf der Südküste Java's.

In der Nähe von Karambolang, an der Mündung des Kalie Lara (das ist Lavafluß) auf Java haben an hohen Felsenwänden, an deren Fuße die Südsee mit großem Getöse schäumend brandet, Tausende und über Tausende von kleinen Vögeln, — welche mit Ausnahme ihres kleinern Schwanzes, ganz den europäischen Hausschwalben gleichen — ihre Nester, welche für Menschen eßbar sind, angebaut. Diese Vogelnester haben ganz die Gestalt eines Senflöffels mit einem zwei Zoll langen Stiele und hängen paarweise über einander mit den Stielen an den Höhlungen der Felsen, so daß die Nester größtentheils vor Wind und Wetter geschützt sind.

Das Einsammeln dieser eßbaren Vogelnester ist indeß sehr gefährlich, und viele Menschen verunglücken dabei, weßhalb sich auch nur wenige Leute freiwillig dem Nesterpflücken unterziehen, denn es werden meistens die Kulies (eingebornen Handarbeiter) aus der Umgegend Karambolangs zu dieser Arbeit gezwungen. Diese Kulies bauen alsdann Gerüste aus Bambuspfählen an den hohen Felsenwänden und in den Schluchten, in welchen die Purong Salangen (so nennen die Javaner die oben erwähnten Vögel) sich angebaut haben, und brechen hierauf mit Haken alle Nester, welche sie erreichen können, ab, gleichviel, ob noch Eier oder junge Purang Salangen darin sind.

Die bei Karambolang auf Java gepflückten Nester gehören der geringeren (grauen) Sorte an, während die bessere (weiße) Sorte dieser eßbaren Vogelnester bei Banjermassing auf Borneo gefunden wird. Dort ist die Nestererndte nicht so gefährlich wie auf Java, weßhalb sich auch auf Borneo sehr oft freiwillige Nestersammler einfinden und namentlich

viele Chineſen ſich dort beſchäftigen, die eßbaren Vogelneſter — welche in den holländiſchen Kolonien auf Borneo Eigenthum des Gouvernements ſind — zu ſtehlen. Es darf daher auf Java kein Chineſe der Umgegend von Karambolang ſich nähern, und die Polizei iſt angewieſen, die Chineſen wenigſtens ſechs Paalen (à 3000 Schritte) weit von Karambolang entfernt zu halten. Woraus die Purang Salangen ihre Neſter wohl bauen und wie es kommt, daß die letztern nicht leicht in Verweſung übergehen, darüber haben ſich Naturforſcher verſchieden ausgeſprochen, aber dabei ganz unberückſichtigt gelaſſen, daß die Felſen, wo jene Vögel in großer Anzahl niſten, ungemein viel Salpeter haben, der in den Höhlen, welche ſich unten in den Felſen befinden, immerwährend herabtropft. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß auch die Luft dort ſehr ſalpeterartig iſt und ſich deßhalb Salpetertheile den Neſtern, während dieſe gebaut werden, mittheilen; denn wenn dieſe Neſter nicht gut gereinigt werden, behalten dieſelben auch einen etwas ſalzigen Geſchmack. Referent hat die Bemerkung gemacht, daß in verſchiedenen Felſenhöhlen (auf Java), welche früher ſalpeterhaltig waren, und in welchen Purang Salangen niſteten, ſeit einiger Zeit aber der Salpeter weggeblieben iſt, die Vögel alsdann auch nicht mehr in jene Höhlen ihre Neſter bauten, weil dieſe dort vermoderten oder zerbröckelten. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß die Purang Salangen in ſo großer Anzahl bei Karambolang — wo die Felſen beſonders vielen Salpeter ausſchwitzen — niſten, obgleich man ſie dort ſo häufig ihrer Neſter beraubt; denn alle hundert Tage werden die neugebauten Vogelneſter dort eingeſammelt.

(Von Julius Kögel. Ausland.)

Die Salpeterkapelle auf der Insel Naussakompanghan.

Der Mündung des Sireijoſtromes gegenüber liegt in der Bay von Djilatlap *) die etwa 15 Quadratmeilen große Insel Naussakompanghan, auf welcher ſeit Kurzem, eben ſo wie auf dem benachbarten Java, neue Kaffee- und Zuckerplantagen angelegt wurden, wodurch die dortigen Wildniſſe nicht nur immer mehr ausgerottet, ſondern dieſe Inſeln den Europäern auch immer bekannter werden. Erſt vor drei Jahren hat man anderthalb Stunden von Pantingmatti, dem Hauptorte Naussakompanghan's, in einem Felſen eine Höhle entdeckt, in welcher ſich durch den darin immerwährend herabtropfenden Salpeter drei Kreuze und einige Leuchtern ähnliche Stangen von ſelbſt gebildet haben, wodurch dieſe Höhle mit einer Kapelle große Aehnlichkeit bekommen hat, und deßhalb von den auf Naussakompanghan wohnenden Europäern die Salpeterkapelle genannt wird. Faſt alle nach Naussakompanghan kommenden Fremden beſuchen dieſe merkwürdige Höhle, und von Seiten der holländiſchen Behörden iſt gegenwärtig auch dafür geſorgt, daß die Salpeterkapelle in dem jetzigen Zuſtande bleibt, weßhalb denn die Kreuze und Leuchter von Zeit zu Zeit von dem neu herabgetropften naſſen Salpeter geſäubert werden.

Urſprung des Caffee-Gebrauchs.

(Nach einer orientaliſchen Handſchrift.)

Gewöhnlich wird erzählt, ein Hirte in Arabien habe bemerkt, daß ſeine Ziegen, ſo oft ſie an den Blättern, Blüthen und der Frucht des Caffee-Baumes nagten, aufgeweckt und luſtig würden. Er habe der Sache nachgedacht, und nach mehreren Verſuchen gefunden, daß es ihm, bei dem Genuß dieſer Pflanze eben ſo gehe. Durch die Mittheilung

*) Die Bay von Djilatjap befindet ſich an der Südküſte Java's.

dieser Entdeckung sei der Gebrauch des Caffee allmählig eingeführt worden. — Dagegen liefert eine orientalische Handschrift nachstehende Sage: In den ersten Zeiten des Mohamedanismus lebte in Mekka eine gute Wittwe mit ihrer Tochter. Beider Geschäft bestand darin, Pilger aufzunehmen und zu verpflegen. Dabei entgingen sie aber dem bösen Leumund der Nachbarinnen nicht. Beschuldigt, das Mitleid zu weit zu treiben und es oft in unerlaubte Vertraulichkeit und in einen strafbaren Umgang ausarten zu lassen, wurden sie vom Scheik aus der Stadt verwiesen, und starben bald nachher in Verachtung und Elend. Die Tochter verscharrte ihre Mutter am Fuße eines Caffee-Baumes und bestellte sich ihr Grab nebenbei. Ihre Bitte wurde von einem frommen Einsiedler erhört, der sich Beider angenommen hatte. Kurz darauf brach in Mekka eine ansteckende Seuche aus, die den Scheik zuerst fortraffte; mit ihm starben viele der Einwohner, und vor Allen die Ankläger der vertriebenen Wittwe. — Dieß machte den Nachfolger des Scheik aufmerksam, und er folgte einer innern Stimme. Ueberzeugt, daß man der Mutter und Tochter Unrecht gethan, und daß die Seuche eine Folge und Strafe dieses Unrechts sei, ordnete er Entsündigungs-Mittel an, und befahl unter Anderem die im Orient gewöhnlichen heiligen Abwaschungen. Um sie desto feierlicher zu machen, ließ er Blätter von dem Caffee-Baum, unter welchem beide Dulderinnnen begraben lagen, im Wasser vergehen und den Aufguß in das Gefäß schütten. Das Mittel half, die Seuche hielt ein, und theils aus Andacht, theils um der Rückkehr derselben kräftiger abzuwehren, wurde der Aufguß von den Gläubigen getrunken. Man ging noch weiter; man genoß die Frucht des Baumes, erst roh, dann geröstet, zu Pulver gemahlen, bis endlich der Gebrauch des Caffee in Arabien allgemein ward.

Chlatas.

Ueber die Rosenkultur und Bereitung von Rosenwasser und Attar zu Ghazeepore.

Von Dr. Jackson.

Rund um Ghazeepore sind ungefähr 150 Morgen Land in kleinen Abtheilungen als Rosengärten eingerichtet, von denen jeder 2000 Rosenbäume enthält, die 2 Lac Rosen geben und 80—140 Rupien kosten. Die Rosengebüsche blühen von Anfang März bis Ende Aprils, werden des Morgens abgepflückt und die Rosen in großen Säcken zur Destillation abgeliefert. Der dazu benutzte Apparat besteht aus einem 32—48 Quart fassenden, kupfernen oder eisernen, gut verzinnten, mit einem schmalen Halse und einer 8 Zoll im Durchmesser habenden Mündung versehenen Kessel, an den der Destillirkolben oben, mit seinem aus 2 spitzwinklicht vereinigten Bambusstöcken bestehenden Leitungsrohr befestigt ist, dessen oberes, 2 Fuß langes Ende in der Mitte des Kolbens eingenietet ist, und dessen unteres in ein langhalsiges Gefäß, Bhubka genannt, ausmündet, welches mit kaltem Wasser umgeben ist. Aus 1000 Rosen wird meist 1½ Seev Rosenwasser, als das beste nur ein Seev aus derselben Zahl destillirt; der Ueberschuß des zur Destillation benutzten Wassers wird der Sonne mehrere Tage ausgesetzt und Puckah genannt; sein Preis ist von 12—16 Rupien. Behufs der Bereitung des Attar wird das gewonnene Rosenwasser in einem großen, mit nassem Muselin bedeckten Metallbecken, 2 Fuß tief unter der Erde, während einer Nacht aufbewahrt, des Morgens früh das auf demselben gebildete Häutchen mittelst einer Feder abgenommen und sorgfältig in eine kleine Phiole gethan, so Tag für Tag fortgefahren und nur kurze Einwirkung der Sonne darauf gestattet. Nachdem eine gehörige Menge davon gewonnen, wird es klar abgegossen und, ambrafarbig, auf kleine Fläschchen gefüllt. Reines Attar ist

zuerst hellgrün, später wird es hellgelb und schmilzt bei einer Temperatur von 84°. Bei Rosen werden meist 180 Gran oder ein Tolah Attar gewonnen, mehr noch geben voll ausgewachsene Rosen und Nachtfröste. Das im Bazar verkäufliche ist meist mit Sandelöl oder Mandelöl verfälscht, das reinste wird nur Europäern verkauft und zwar zu 80—90 Rupien für den Talah. Bei der Bereitung des Rosenwassers entfernen die Eingebornen nicht die Kelche der Rosen vorher, Verf. hält das entgegengesetzte Verfahren aber für besser, da es sich dann länger hält und der saure Geruch dadurch vermieden wird. Hundert Flaschen rechnet man auf einen Lac Rosen. Es muß immer zweimal destillirt werden; über 10,000 Rosen kann so viel Wasser gegossen werden, daß man 16—20 Flaschen davon gewinnt, welche am folgenden Tage über noch 8000 Rosen zu ungefähr 18 Flaschen Rosenwasser nochmals abgezogen werden und so die beste Sorte geben, die durch 6 monatliche Aufbewahrung noch gewinnt. In Ghazeepore wird an 36 Stellen Rosenwasser destillirt und meist eine große Menge Sandelöl in die Vorlage gethan, welches dann als Sandel Attar verkauft wird. Eine große Quantität Rosenwasser wird zu Benares verkauft. Verf. schätzt den Gewinn auf 40,000 Rupien.

Aphorismen.

Aphorismen.

Wir ſtreben nach Wahrheit, aber wir erreichen ſie nicht — wir können nicht mehr als uns ihr nähern. Denn Wahrheit iſt das Ideal unſers Vorſtellens, und das Leben des Infuſionsthieres wie des Menſchen, der Flechte wie der Palme, iſt ein Annähern an ſein Ideal mit der Gewißheit, es nie zu erreichen. Der denkende Geiſt folgt nur dem Geſetz, das ſich in der Bildung jedes Grashalms ausſpricht.

C. G. Neumann.

Laßt uns nicht länger nach dem Schatten haſchen, ſondern das innere Weſen ſelbſt ergreifen; laßt uns unterſcheiden das Wort von dem Geiſt, die Form von dem Leben, oder was eben dieß heißt, das Syſtem von der Kunſt, auf daß wir nicht ferner über dem Buchſtaben den Geiſt, über dem Syſtem die Kunſt verlieren. Hufeland.

Die Summe abſoluten und poſitiven Wiſſens iſt ſehr klein; die Gelegenheit echter Forſchung ſehr ſchwer, Selbſttäuſchung leicht möglich, und Mangel an Wahrheitsliebe nicht ſelten. Heim.

Wo die Anſchauung und die Erkenntniß ihr Ziel finden, da treten die Ahndungen und der Glaube hervor. Die Wiſſenſchaft iſt das Licht und der Glaube die Wärme. Wie ſich

die physische Welt nur durch beide erhält, so erhält sich auch die moralische nur durch beide. Darum sagen wir: strenge Wissenschaft und reiner Glaube ist die Forderung der Zeit, denn beide sind zur innern Wohlgestaltheit des Menschenlebens absolut nothwendig. Uebrigens möchten wir bei dem jetzigen Standpunkte unsrer Wissenschaft an Paulus Worte erinnern; „Glaubet nicht einem jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt."

Pitschaft.

Die Heilkunde soll fortan nicht an diese oder jene Seite der Menschennatur sich hängen, sondern auf die Totalität derselben gerichtet sein, diese in ihrer räumlichen Existenz und ihrem nothwendigen Verbande mit der gesammten Außenwelt wie in ihrer freien Persönlichkeit gleichzeitig erfassen und die Heilkraft des Geistes und der Natur aus Einem Quellpunkte zu gleicher Berechtigung entwickeln.

Friedländer.

Nicht mehr dürfen die Aerzte Hirngespinnsten huldigen; sie müssen zu der Einsicht gelangen, daß man die Heilkunst nicht in die engen Grenzen unseres Verstandes einzwängen kann, sondern daß man sie vielmehr aus dieser Eingeschlossenheit auf die Bühne der Natur hervortreten lassen muß.

Baglio.

Es ist falsch, zu sagen, daß wir noch keine wahre Theorie gehabt hätten. Die wahre Theorie der Medicin läßt sich durch ihre ganze Geschichte verfolgen, schien auch ihr Strom bißweilen so dünn wie ein Faden zu fließen. Wie könnte es auch anders sein; denn ginge die Tradition einer Wahrheit je gänzlich verloren, man würde sie nimmermehr finden.

v. Ringseis.

Die wahre Theorie geht der Erfahrung weder vor, noch nach, sondern, untheilbar eins mit ihr, erfaßt sie das Innere und Aeußere mit Sinn, Phantasie und Verstand; sie ist in Beziehung auf das innere Angesicht der Objekte nicht raisonirend oder vernünftelnd, sondern intelligirend d. i. ein- und durchsehend. v. Ringseis.

Die Naturwissenschaften sind wie mit Eisenbahnen, wie mit Dampfkraft vorgeschritten, während die Medicin seit Galen wesentlich stationär geblieben ist. Dieß beruht aber auf dem Verlassen der Naturwissenschaften und der Philosophie und der Trennung der Theorie und Praxis, so wie auf dem Irrwahn vieler Aerzte von ihrer Unfehlbarkeit. Nur durch eine Rückkehr zu den Naturwissenschaften und zu der Philosophie kann Theorie und Praxis wieder versöhnt werden. Schönlein.

Der Apostel Paulus sagt: „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig." Diesen Satz vor Augen wird uns das Studium der hippokratischen Bücher zu allen Zeiten die ächte Ausbeute geben, und in diesem Sinne wird sein Lehrgebäude immer Muster bleiben. Sein Geist, der Geist, in dem er dachte, beobachtete, Schlüsse machte, und nieder schrieb; muß auf uns herabkommen. So fallen die oberflächlichen Grübeleien, die man hie und da über seine hinterlassenen Schriften angestellt hat, von selbst weg.
Pitschaft.

So wie der Phlegmatiker durch zu reichliche Nahrung stets plump und ungeschickt wird, und so wenig sein zunehmender Unterleib als ein Zeichen von wachsender Lebenskraft angesehen werden kann, eben so geht es, ohne gerade der quietistischen Unwissenheit oder Faulheit das Wort zu reden, mit der bloß äußeren Zunahme an historischer Erkenntniß

der Natur, oder mit der Bereicherung durch neue Analogien, Denk- und Redeformen u. s. w. Alles dieses wird ohne den Einfluß höherer Wahrheit nicht in Fleisch und Blut, sondern in bloßes Fett verwandelt, worin der Geist nothwendig ersticken muß. de Valenti.

Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelehrtes, hat die wahren vortrefflichen Menschen in jedem Stande hervorgebracht. Heinse.

Wie das Geld bloß das Mittel ist, sich in den Grundbesitz irdischen Glückes zu setzen, eben so ist sinnliche Beobachtung bloßes Mittel, sich den Besitz gründlicher, wahrer Erkenntniß zu erwerben. Schultz.

Die Ueberzeugung von einer Heilkraft der Natur ist die Religion der Heilkunst, ohne welche diese ein eitles, ein frevelhaftes Handwerk bleibt. v. Feuchtersleben.

Es scheint hohe Zeit zu sein, den verderblichen Wahn, die Heilkunst lasse sich zum Unendlichen vervollkommnen, fahren zu lassen. Mit den Leistungen derselben hat es gewiß seine Grenzen, und es däucht uns, dieselben seien eben nicht weit hinausgerückt. Man bauet in die Höhe und in die Breite, ohne einen Grund gelegt zu haben. Man hascht immer nach dem Neuen, ohne das Alte, was man längst besitzt, gehörig zu kennen und den rechten Gebrauch davon zu machen. Steht wohl die Natur, die unsere Vorfahren beobachteten, jetzt auch auf einer andern Stufe? Macht dieselbe etwa die Mode mit und richtet sich nach den sogenannten Fortschritten unserer Kunst? A. Schubert.

Das Siegel der Wahrheit ist Einfachheit.

Boerhave.

Ein guter Arzt ist so einfach als die Natur.

Stahl.

Dem jungen Arzte gebricht es gewöhnlich an einer Stütze, woran er sich, wie der Kranke an einem Bande, im Bette festklammere. Dieses Band ist die Methode. Sie ist die Methode. Sie ist die Brücke zwischen Theorie und Praxis; sie giebt dem Denken Stoff, Richtschnur dem Handeln — sie ist die wahre Nemothetik unserer Kunst.

v. Feuchtersleben.

Wie für den bildenden Künstler die Schönheit, so ist die Heilthätigkeit der Natur das Ideal für den Arzt; unerreichbar wie jenes, aber der Nacheiferung würdig, und sie reichlich lohnend. Und wie kein Künstler sich zu einem solchen bilden kann, durch bloßen Fleiß, wenn ihm das Künstlertalent, der Sinn für Auffassung des Schönen in einer bestimmten Form abgeht, so wird auch nur der Arzt, der dazu geboren ist, d. h. dem der Sinn nicht fehlt für die Auffassung der Heilthätigkeit der Natur.

Choulant.

„Νῆφε" - Sei nüchtern — ist eine wichtige Lehre für den Arzt. Nur dem nüchternen Auge sind die Hieroglyphen der Natur und des Lebens verständlich.

Pitschaft.

Curiosa und Anekdoten.

Curiosa und Anekdoten.

Doctor und Scharfrichter. Zu Bourges in Frankreich wurde kürzlich die Stelle eines Scharfrichters vacant, und viele Candidaten meldeten sich um dieselbe. Jeder setzte seine Protection in Bewegung, und ein Hr. D . . ., Scharfrichtergehülfe aus Vannes, erhielt die Stelle. Hr. D . . . welcher Baccalaureus lib. art. ist, fungirt zugleich als Gesundheits-Beamter, hat während eines Jahres die Arzneikunde ausgeübt, und soll eine ziemliche Praxis gehabt haben. Man wollte ihn hindern, die Medicin auszuüben, da aber kein Gesetz die Functionen eines Arztes und eines Scharfrichters für unverträglich erklärt, so mußte man ihn gewähren lassen. (Le Voleur Avr. 1841.)

Selbstmordversuche eines Betrügers. Zu den Kunstgriffen, welche schlaue und faule Betrüger anwenden, um die Barmherzigkeit ihrer Nebenmenschen zu erwecken, und den Taschen der Leichtgläubigen das Geld zu entlocken, gehört auch folgender: Ein Spitzbube in London, der ein vortrefflicher Schwimmer ist, hatte lange Zeit die Gewohnheit, durch Versuche zum Selbstmord Geld zu erbetteln. Er stürzte sich nämlich fleißig in die Themse, und zwar in der schlauen Absicht, auf das Gefühl der eben Vorübergehenden in dem Augenblick zu wirken, wo man ihn aus dem

Wasser ziehen würde. Er wählte aber jedesmal einen Platz an diesem Strome, wo sich sehr viele Menschen einzufinden pflegen, und sobald er aus dem Wasser gezogen war, sagte er immer, daß die größte Noth ihn zu diesem verzweifelten Schritt verleitet habe. Natürlich, daß es ihm hierdurch mehrmals gelang, das Mitleid der Umstehenden zu erregen, und jeder Mensch von Herz öffnete dann die Börse, um dem „unglücklichen Mann" etwas zu spenden. Die so gemachten Sammlungen beliefen sich oft auf 2 bis 3 Pfund Sterling. Dieß Mittel konnte er aber nur im Sommer anwenden; im Winter war's ihm zu kalt, um dieß auf eine behagliche Art zu thun. Was that er also in der ungünstigen Jahreszeit? Er machte alsdann fleißig Versuche, sich an irgend einem öffentlichen Platze Abends aufzuhängen. Er pflegte dann einen Strick an irgend einem Laternenpfahl oder einem anderen Vorsprung an dem Winkel eines fleißig besuchten Ortes zu befestigen, und indem er um seinen Nacken den anderen Theil des Strickes legte, kletterte er an den Pfahl hinan, gleichsam als wolle er sich hinabwerfen; aber in diesem kritischen Moment erschien ein Mitvertrauter seines Betruges, schnitt den Strick ab, und verhinderte den Schalk seinen Vorsatz auszuführen. Eine Menge Volks lief alsdann gewöhnlich herbei; der Betrüger erzählte seine Leidensgeschichte, und die Schillinge und 6 Pfennigstücke flogen aus eines Jeden Tasche. Dem Betruge ward endlich durch einen Zufall ein Ende gemacht, als der Schuft eines Abends beinahe ein wirkliches Opfer seines Versuches geworden wäre. Als er nämlich den Strick um den Hals den Pfahl hinankletterte, gleitete er mit dem Fuß, fiel herunter, und war auf dem Punkt, gehängt zu werden, wäre nicht der Freund schnell herbeigeeilt, ihn abzuschneiden. Von dieser Stunde an hatte er einen solchen Abscheu vor dem Strick, daß er diesen Erwerbszweig gänzlich aufgab.

(Aus dem Morning Chronicle.)

Ein landesväterlicher Magen. Hinter dem Bildnisse eines Markgrafen von Anspach, der 1603 das große Winterquartier des Jenseits bezog, ist eine Personalbeschreibung dieses Fürsten zu lesen, nach der die markgräfliche Leber 5 Pfund, Höchstdero Lunge 4 Pfund, die Milz 1¼ Pfund, das Herz aber nur ½ Pfund wog. Der Magen Sr. Gnaden maß 2 Spannen und 3 Queerfinger und konnte 6 Maaß halten. Respect vor solchem Landesvater!

Ein Hofzahnarzt ... in Baden ging mit seinem fünfjährigen Söhnchen über die Herkules-Brücke daselbst, auf welcher bekanntlich ein Steingebilde den mit einem Löwen kämpfenden Herkules darstellt. Bei dessen Anblicke rief der Kleine: Sieh Vater, da zieht der Doctor einem Pudel den Zahn aus.

In Geh. Rath H — n zu B — n drang einmal die Baronesse v. F. unaufhörlich, daß er bei ihrem kranken Gemahle den verst. Homöopathen Med. Rath Stieler consultiren möge. H. versuchte verschiedene Ausflüchte, als die aber alle nichts halfen, flüsterte er ihr eines Tages beim Fortgehen leise zu: „Gnädige Frau, die Homöopathen verbieten mit ihrer Diät Ihrem Herrn Gemahl unbedingt den Beischlaf für immer, und ich bin ganz und gar nicht dieser Ansicht.“ Von diesem Augenblicke an hatte er Ruhe.

Ein Kranker klagte einem mürrischen Arzte in Baden, daß er weder liegen, noch stehen, noch sitzen könne. Der Arzt antwortete ihm kurz: „Ein Mittel ist noch übrig: hängt Euch auf.“

Böse Mode! In Amerika will man im Ernst bei der Anzeige von dem Tode einer Person zugleich den Arzt nennen, welcher den Verstorbenen während dessen Krankheit behandelte.

Grabschrift auf einen Arzt.

Hier liegt Herr Zäh, ein Arzt, der neunzig Jahre sich
Der theuren Praxis Geld erschlich.
Daß ihn der Tod nicht eher fällte,
Geschah, weil er so lang, statt seiner, Andre stellte.

Des Quacksalbers Klage.

Helft, Helft um Gottes Willen!
Es ist um mich geschehn.
Ich nahm, aus Uebersehn
Von meinen eignen Pillen.

Druck von Friedrich Andrä.